Pforzheim's Kleine Chronik.

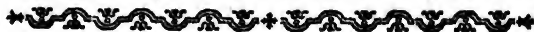


Ein Beytrag
zur Kunde
deutscher Städte und Sitten.

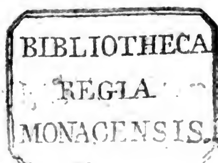
Von

Siegmund Friedrich Gehres.





Memmingen,
bey Andreas Seyler. 1792.



Allen
patriotischen Bürgern
Pforzheim's
und unter diesen
vorzüglich den Nachkommen
der vierhundert Edeln,
die bey Wimpfen
starben für's Vaterland,

und
dem Lobredner ihrer Großthat,
dem Patrioten,
Herrn Doctor Posselt,

weihet diese Blätter

der Verfasser.

Vorbericht.

In das große Weltmeer unserer Literatur wag ich's hier ein Tröpfchen zu gießen, das nicht ganz Modefarbe hat — eine Chronik. Sonst freylich — und zwar viele Jahrhunderte lang — war so was die Lieblingsleserey unserer guten Alten. Da saßen sie im traulichen Zirkel, redeten miteinander von der Väter Zeiten, benedeyten das Andenken derselben, und in ihnen keimte der Vorsatz, jenen biedern Alten an Muth und Vaterlandssinn und Frommheit es gleich zu thun. Aber wie anders ist jetzt das! Da sitzen Männlein und Weiblein über geist- und marklosen Liebeshistörchen, weinen, wenn's dem Helden oder der Heldinn des Romans nicht überall nach Wunsche geht, wie die Kinder, überspannen alle ihre Begriffe, und verderben sich für die Pflichten des menschlichen Lebens. Die alten Römer, in der besten Zeit ihres Freystaats, wie sie noch die Eisenfresser waren, die der Erdkreis fürchtete, hatten keine Romanen, aber

Chroniken hatten sie, drinn die unsterblichen Thaten ihres großen Volks von jedem Bürger der Reihe nach, gelesen werden konnten. Eben so unsere alten Deutschen lasen nichts lieber — und was sollte auch im Grund für jeden interessanter seyn? — als die auch noch so einfach abgefaßte Erzählung von den Geschichten ihres Vaterlandes, oder ihrer Vaterstadt: So lange man groß und wichtig dachte und handelte, so lange wollte man auch nichts anders lesen. Ja, es gab Männer, kühn genug, sich die gebührende Gerechtigkeit selbst wiederfahren zu lassen, und, gleich fern von falscher Demuth und kleinsinnigem Stolze, ihr eigen Leben zu schreiben. Göz mit der Eisenhand, der brave Ritter Schertlin waren so die Biographen ihrer selbst. Und wenn auch unsere Zeit noch so verzärtelt, noch so rosenfarbicht und tändelnd ist; wer sollte dennoch nicht mit hinreissendem Vergnügen lesen, was diese ächtdeutsche Seelen gethan und selbst auch geschrieben haben? Aber freylich, so wie es jetzt keinen zweyten Friedrich gibt, so gab es damals nicht viele

Ver-

Berlichingen und Sickingen. Außerordentlich große Seelen, himmlischschöne Körperformen, Alles, was das gewöhnliche Menschheitsmaaß überschreitet, ist gar äusserst selten, ist ein Komet, der nur nach Jahrhunderten wiederkehrt. Darum sind auch Geschichtbücher in gewissen Perioden eher zum Einschläfern als zum Unterhalten gemacht. Die friedseligen Fürsten, die die Welt gehen ließen wie sie gieng, und nur sich und ihrem Hofe lebten; die Frommen, die lieber ein andächtiges Vaterunser beten, als eine Schlacht gewinnen wollten; die Indolenten, die, wie Pfleglinge, sich einem Wesir überließen, und sogar sorgenfrey unter seiner so bequemen Vormundschaft lebten: was hat die Geschichte von solchen zu sagen; wie sollte die Nachwelt um nichts, und wieder nichts sich um die bekümmern, die sich nie um sie bekümmert haben? Nur wenn, wie ein Stern in tieffinstrer Nacht, irgend ein außerordentlicher Mann auf dem Throne erscheint, den sein Jahrhundert anstaunt und nicht versteht — nur dann greift die Geschichte gie-

rig nach dem goldenen Griffel und zeichnet ihn den Enkeln.

Indeß ist es doch nicht immer die Größe des Flächeninhalts des Landes, worinn ein solcher Mann gewirkt hat, was das Interesse seiner Thaten bestimmt. Die kleine Republik der Athener in ältern Zeiten, und in neuern Zeiten die kleine Republik der Helvetier haben eine Geschichte, die den Leser — und zwar mit allem Recht — mehr fesselt, als in ältern Zeiten die ungeheure Assyrische Monarchie oder in neuern Zeiten das große Kaiserthum Mexiko. Nicht wie viele Millionen es thaten, sondern was sie thaten, ist der Maaßstab der Größe eines Volks und der Wichtigkeit seiner Geschichte. Hat doch ein Deutscher, der königlich-preußische Generalleutnant von Schlieffen, die Geschichte seines Hauses, das heißt, eines zwar uralten adelichen Geschlechts, aber dessen gleichen es doch in Deutschland und in andern Reichen so viele giebt, mit einem so interessanten Kolorit gezeichnet, daß, ohne daß er irgend etwas übertrieben hätte, von dem Welterschütternden Stamme der

Bour-

Bourbonen oder Habsburger nicht ehrwürdiger oder interessanter geschrieben werden könnte; und so wünscht' ich freylich auch die Geschichte, zwar einer nicht großen Stadt, aber deren Einwohner von jeher und noch jetzt in Worten und Thaten sich durch ein eigenthümliches Gepräge von Deutschheit auszeichnen, und in gewissen Zeitabschnitten Thaten vollbrachten, die den bewundertsten des Alterthums kühnlich zur Seite gesetzt werden dürfen, hier zu schreiben. Aber freylich, was ein Schliessen, vielleicht in einem mühsamern Stoffe leistet, das kann und werd' ich nicht leisten. Indeß muß ich meine Leser bitten, daß sie, was blos meine Schwäche seyn wird, nicht dem Stoffe zur Schuld legen, der — das würd' ich sagen, auch wenn es nicht meine Vaterstadt wäre, von der ich schreibe — so viel Großes, Deutsches, Theilnehmungweckendes hat, daß er die Bearbeitung eines Meisters verdiente. Und so, wie meine Vorfahren sich zum schönsten Ruhme gerechnet, groß zu handeln für ihr Vaterland, so halt' ich's für meine Pflicht, das, was sie

gethan, und was bisher noch kein Geschichtschreiber vollständig beschrieben hat, nach den einzelnen gedruckten und vielen handschriftlichen Quellen, so viel an mir liegt, dem unverdienten Loose der Vergessenheit zu entreissen. Immer wird so eine Sammlung meinen Landsleuten nicht unwichtig und vielleicht auch andern nicht ganz gleichgültig seyn. Liebe zu meinem Vaterland, und der Wunsch, auch mein Schärflein zu dessen Ehre beyzutragen, waren die einzige Absicht dieser meiner Sammlung, die ich hier dem Publikum in die Hand gebe.

Schön ist's, wenn für das Vaterland
ein Mann ficht, und als Held
mit blankem Schwert in hoher Hand
im Vordertreffen fällt:

Doch schön ist's auch, wenn ohne Lohn,
den es ihm niemals gab,
des Vaterlandes treuer Sohn
es lobpreist bis zum Grab.



Einlei-



Einleitung.

Sechs Stunden von Karlsruh, der jetzigen Residenz der Markgrafen von Baden, fünf Stunden von Durlach, der alten Hauptstadt der Markgrafschaft, gegen Nordost hin, kommt man auf einer Straße, die erst durch ein angenehmes fruchtreiches Thal, dann in der letztern Hälfte über ziemlich beträchtliche Gebirghöhen hinaufführt, plötzlich wieder in ein Thal zurück, von Saaten wallend oder mit dem Grün der Wiesen, wie mit einem Schmelz überzogen, drinn in raschem Laufe die Würm und Nagold sich in die breitere Enz ergießen. Dieß Thal umschließen Berge, die durch ihre dichten, immergrünen Tannenwälder mitten im Winter eine Frühlingsaussicht bieten. Rechts liegt ein stilles friedliches Dörfchen. Je mehr man sich der

Mitte

Mitte nahet, um so deutlicher sieht man die Dächer, hört man das durch den regen Kunstfleis der Einwohner erzeugte Geräusch einer Stadt, genannt Pforzheim, die wir nun näher kennen lernen wollen. Sie ist kaum ein Sedezbändchen gegen die ungeheuren Folianten London, Paris, oder in Deutschland, Wien, Berlin, Hamburg; sie ist keine Veste, an der die Donner des Krieges ihr fürchterliches Spiel haben könnten; kein mächtiger Fluß trägt ihr von selbst auf seinem Rücken Handel und Reichthümer zu; aber sie hat doch einen Schatz von 6000, im Durchschnitt genommen, kerndeutschen, äusserst industriösen, für's Große und Gute starkfühlenden Menschen, die das Gepräge des derben alten deutschen Bürgersinnes noch sehr kenntlich tragen. Sie hat je und je Männer gezeugt, die entweder in stillen Kreisen die höchsten Tugenden übten, oder auf dem blutigen Schlachtfeld ewige Thaten thaten, oder in der Literatur der Deutschen als Sterne der ersten Größe leuchteten. Die erstern leben nur noch im dankbaren Andenken derer, auf die sie wohlthä-

tigen

tigen Einfluß hatten; ihr Name schränkt sich innerhalb der Stadmauern von Pforzheim ein. Aber wer kennt nicht die hohe Namen eines Reuchlin, eines May, eines — denn neben solchen Männern darf kein Fürst sich schämen, genannt zu werden — eines Georg Friedrich's von Baden? Und wenn man jetzt noch in den Einwohnern von Pforzheim die unverkennbare Anlage zum starken Muth, edeln Sinn, Unverdrossenheit und Gefahrentrotz ihrer Väter findet; wenn man sieht, daß in der nämlichen Stadt durch den neuern Luxus herbeygelockt, eine Menge von Fremdlingen aller Völker sich gesammelt hat, Engländer, Italiener, Franzosen; und wenn diese Fremdlinge so wenig über die urdeutschen Sitten der Einwohner vermögen, so wenig einen neuen weichern Ton einführen können, daß sie vielmehr sehr gern, der Engländer seiner englischen, der Welsche seiner welschen Sitte vergißt, und sich auch an Gesinnungen immer mehr zum Bürger des Orts macht, den er bewohnt: ist dieß nicht ein auffallender Beweis, daß noch reindeutsche Sitte gefun-

den

den wird, und daß Pforzheim der Ort ist, wo man sie findet?

Doch vom gegenwärtigen Zustand dieser Stadt wird am Schlusse mehr gesagt werden; hier wär's unverzeihlicher Anachronismus. Laßt uns vielmehr sehen, was im zurückgelegensten Hintergrunde der Vorzeit Pforzheim war, wann es entstand, wie alt sein Ursprung, wie vornehm mithin sein städtischer Adel sey? Denn gerade geht es der Stadt Pforzheim, wie es den ältesten adelichen Geschlechtern geht. Dem jetzt auf Pforzheim als auf eine Provinzialstadt stolz niederblickenden Karlsruh kann man, wie einem neu erschaffenen Adelichen bis auf Tag und Stunde berechnen, wann es wurde; aber wer mag den ersten Schlieffen nennen, wer sagen, wann zuerst eine Hand sich hob, um den Grundstein zu der Stadt Pforzheim zu legen?

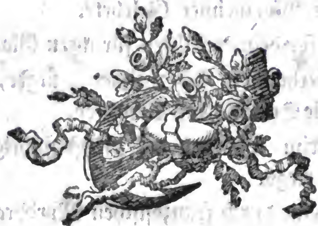


Inhalt.



Inhalt.

17.



Also

I.

Wann und wie entstand Pforzheim?

Wenn wir unsern großen Landsmann **Reuchlin** fragen, so wird er uns das bis auf die einzelsten Kleinigkeiten am Schnürchen hererzehlen — er wird uns aufs Aug hin beweisen, daß das kleine **Pforzheim** noch älter sey, als die gewaltige Stadt **Rom**, ja, er wird den Stifter Pforzheim's in gerader Linie von den Göttern abstammen lassen.

Als die griechischen Wild- und Rauhgrafen — **Homer** nennt sie gar ehrerbietig Könige — **Agamemnon**, **Ulysses**, **Ajax** und andere, weil ihrem Herrn Kollegen **Menelaus** seine theure Betthälfte **Helena** von dem jungen königlichen Laffen **Paris** aus Sparta nach Troja entführt worden war, das arme Troja zehn Jahre lang belagert hatten, und endlich eroberten und gar jämmerlich verwüsteten, da flüchteten sich die Trojanerhelden nach allen Winden hin, und stifteten vorzüglich zwey große Städte, **Rom** und — — **Pforzheim**.

Der fromme Held Aeneas schiffte erst nach Afrika, liebelte dort eine Zeitlang gar herzlich mit der Frau Königinn Dido, verließ endlich das arme Weib, weil ihm's, wie er sagte, die Götter unmittelbar verboten, kam nach Italien, stach dort den König Turnus todt, und stiftete daselbst ein Reich, dessen Grundsitz nachher die Siebenhügelstadt Rom ward.

Ein andrer Held von gleichem Schlage, der biderbe und mannliche Ritter Phorkys, zog in manchfachem Irrsal allüberall umher, kam endlich — ob zu Fuß, zu Pferd, oder, wie Habakuk, von einem Engel an den Haaren getragen, sagt leider! die Geschichte nicht — nach Deutschland. Wo in schnellrauschendem Laufe die Würm und Nagold sich in die Enz ergießen, da traf der stattliche Degen einen alten Mann an, der auf seinen Stab sich stützend, mühsam einer bemoosten Hütte zuschlich. Der Alte, der wohl eher des Himmels Einfall, als an den Ufern der Enz Trojaner erwartet hätte, erschrak nicht wenig ob den fremden Herren, die — wie weiland nach der Rosbacher Schlacht die Franzosen bey jedem Bächlein fragten, ob das nicht der Rhein sey? — sich,

als

als wär noch Achilles hinter ihnen her, erkundigten, was das für ein Fluß sey? Die Enz, antwortete halbzitternd der Alte. Aeneas verstand Phorkys, und rief wie ein Begeisterter aus:

Bist Du jener Aeneas, den an den trojischen Mauern,
An des Simois Ufern, die goldene Venus gebohren?

Und nun hieß es ohne weiters: Hier ist gut seyn, laßt uns Hütten bauen. So entstand eine Stadt, die der Held Phorkys stiftete, und die folglich Pforzheim heißen mußte. (*)

Das ist lächerlich, sagt Melanchton; mein Freund und Lehrer Reuchlin hat hier mit seiner Gelehrsamkeit gespielt. Der Name Pforzheim kommt nicht von den Griechen, sondern von den Römern her. Was ist in die Augen fallender, als daß der Eingang jenes ungeheuren Waldes, der sich durch ganz Deutschland hinzog, und nach des großen Cäsars Zeugniß, neun Tagereisen betrug, die Pforte des Hayns, (Porta Hercyniæ i.e. silvæ)

 hieß?

(*) S. *Joan. Henr. Maji* Vita Reuchlini, pag. 95 - 97.

hieß? und was ist nun wieder natürlicher, als daß der Ort, der an dieser Pforte des Hayns lag, Pforzheim genannt wurde. (*)

So Melanchton. Der gute Mann merkte nicht, daß seine Gelehrsamkeit ihn eben so queerfeld einführte, wie seinen Lehrer Reuchlin. Beyde irrten wohl ohne Zweifel, nur jeder anders. Der eine ritt' sein griechisches, der andere sein römisches Steckenpferd. Ich, der ich so gern den Ursprung der alten Thurmtrümmer, die noch auf unserm Wartberge den Stürmen der Zeit trotzt, zum nämlichen Glanze des Ursprungs heben möchte, wie Virgil sein Kapitol, muß doch aus deutscher Wahrheitsliebe aufrichtig bekennen, daß weder von dem Stifter Pforzheim's, noch von dessen Namen in irgend einem Denkmaal der Vorzeit sich etwas Sicheres aufwühlen läßt.

Indeß ist gewiß, daß unsere Gegend von den Römern mehr als irgend eine andere besucht ward.

Die

(*) Mai ebendaselbst p. 99.

Die ältesten gewissen Bewohner der Markgrafschaft Baden waren die **Markomannen**, welche ihren Namen vielleicht von ihrem Wohnsitz an der **Mark** oder Gränze Deutschlands gegen Gallien zu, hatten, und einen Theil des großen Suevischen Völkerbundes ausmachten. Diese edlen Nazionen hatten Muth, Freyheitsliebe, Redlichkeit, Unschuld und Keuschheit mit den andern deutschen Völkern gemein: aber ihre Lebensart war verschieden. Sie haßten die Ruhe, und kannten keine angenehmere Beschäfftigung als Krieg und Jagd. Jeder Stamm hatte einen gewissen Bezirk, worinn man die Felder jährlich neu austheilte. Häuser und Hausgeräthe wurden bey jeder Austheilung auf Wagen fortgeführt. Es ist leicht zu erachten, daß diese mit den heutigen Allmenden ähnliche Felder schlecht angebauet wurden, weil jeder Hausvater nur auf den gegenwärtigen Ertrag sah, und das, was ihm noch zu seinem Unterhalt fehlte, von Feinden zu erbeuten hoffte. Die edlen und freyen Männer, welche die Nazion ausmachten, und an allen öffentlichen Angelegenheiten Theil nahmen, schämten sich bey dem Feldbau Hand anzulegen, und überließen dieses Geschäfft denen, die durch Krieg, Gefangenschaft oder durch

Verlust des Viehes und der Geräthschaften, wovon sie sich hätten nähren können, ihre Knechte geworden waren.

Ihr durch nachläßigen Anbau ödes und unfruchtbares Land fieng ihnen bald an zu misfallen, und sie suchten reizendere Gegenden. Ariovist, ihr tapferer König, führte sie in das heutige Burgund, und errichtete dort ein den Römern furchtbares Reich. Der große Julius Cäsar trieb ihn nach tapferm Widerstand über den Rhein zurück, und schwächte auf immer seine Macht.

Unter des Kaisers Augusts Regierung ward Marbod, König der Markomannen. Er hatte in Rom selbst Staatskunst und Herrschsucht gelernet, und glaubte letztere nicht sicherer befriedigen zu können, als wenn er sein Volk nach Böhmen führte, wo er weniger von den Römern beobachtet werden könnte. Durch den Wegzug der Markomannen wurden die Länder zwischen dem Rhein und Neckar entvölkert. Sie waren zu nahe an den stark besetzten römischen Gränzen, als daß ein seine Unabhängigkeit liebendes Volk sie hätte einnehmen können. Deswegen zogen einzelne Kolonisten aus

Gal-

Gallien und Helvetien dahin, die keinen Anstand nahmen, den Römern den Zehnden von dem Ertrag ihrer Aecker abzugeben.

Eine große römische Heerstraße, die von Strasburg über das jetzige Steinbach und Nöttingen, zwey Dörfer des Pforzheimer Ober-Amts, nach den römischen Besitzungen an dem Neckar und der Donau gieng, berührte auch die Gegend, wo jetzt Pforzheim liegt. Und in der That ist es sehr wahrscheinlich, daß schon damals an diesem den Schwarzwald schließenden Ort (Porta Hercyniæ) ein Kastell gebauet worden. Allein die Sitten der damaligen Bewohner der Pforzheimer Gegenden hatten nichts Großes noch Edles. Als Leute von sehr unterschiedener Herkunft bildeten sie sich nach dem Muster der ihnen allzugut bekannten niedern Stände unter den Römern, das heißt, sie wurden habsüchtig, weichlich und niederträchtig, und verdienten nicht, mit den großmüthigen Männern verglichen zu werden, die unter Hermann für deutsche Freyheit und Ruhm fochten.

Indeß rottete nach einigen Jahrhunderten eine große Revolution die Meisten von ihnen

 aus,

aus, und änderte die Sitten der Uebriggeblie-
benen. Die Bewohner der entferntern zehnd-
baren Aecker traten in dem zweyten oder dritten
Jahrhundert in ein Bündniß mit einigen Sue-
vischen Völkern, und nannten sich Allemannen,
entweder, weil sie sich alle für tapfere Männer
hielten, oder wahrscheinlicher, weil sie Männer
aus allerley Nazionen waren. Anfänglich
konnten sie nicht an Eroberungen denken; denn
sie hatten vor sich die furchtbare römische Macht,
hinter sich eben so kriegerische deutsche Völker.
So bald aber das römische Reich durch seine ei-
gene Größe und durch das Verderbniß seiner
Bürger zu zerfallen anfieng; streiften sie in die
Provinzen desselben, bereicherten sich durch
Beuten, und zwangen oft die Welteroberer,
einen schimpflichen Frieden von ihnen zu erkau-
fen. So wuchs ihr Reich an Macht und An-
sehen. Sie setzten einige Könige über sich, die
zwar ein Erbrecht, aber eine sehr eingeschränkte
Gewalt hatten, und mehr Heerführer und Rich-
ter, als eigentliche Fürsten waren. Ihre Rei-
terey war vorzüglich gut. Anfänglich gelang
es zwar den Römern noch zuweilen, unter ei-
nigen Kaisern, welche die alte Kriegskunst her-
zustellen wußten, die Allemannen zurückzutrei-
ben,

ben, und der Kaiser Valentinian suchte die Gränzen durch einige Vestungen an dem Rhein und Neckar vor ihren Einfällen zu schützen. Vielleicht wurde unter ihm die Stadt Pforzheim, wenn sie nicht noch älter ist, erbauet; wenigstens wird unter den von den Allemannen den Römern abgenommenen Städten zwischen Speier und Strasburg auch Porca genannt.

Unter den karolingischen Kaisern kam die Handlung, und mit solcher auch mehrere Orte in der Markgrafschaft Baden empor. Die armen Freyen, die sich nicht von dem Ackerbau nähren konnten, zogen daher, um Handlung oder Handwerker zu treiben, in die alten Städte, und auf diese Art kam auch Pforzheim empor. Da die italiänischen Städte ihre Magistrate hatten, und diese Einrichtung mit dem deutschen Grundsatz, daß jedermann von Leuten seines Standes gerichtet werden müsse, übereinstimmte: so erhielten auch die deutschen Städte ihre selbst gewählten Magistrate, welchen Schultheissen von den Fürsten vorgesetzt wurden, um die Rechte des Herrn auszuüben und zu vertheidigen. In einer Badischen Urkunde vom Jahre 1245 kommt Erlewin,

Schultheiß zu Pforzheim, vor, der ein angesehener Mann gewesen seyn muß, da er vor dem Ritter Cuno genannt wird. (*)

2.

Wann wurde Pforzheim Badisch?

So wenig man mit Gewißheit die Frage von dem Ursprunge Pforzheims beantworten kann, so wenig läßt sich auch auf diese Frage: wann Pforzheim zuerst an Baden gekommen sey, etwas Bestimmtes sagen. Pforzheim ward Anfangs zuverläßig von römischen Kolonisten, dann von Allemanniern bewohnt; und als Deutschland sich in Einen großen Staat geformt hatte, und unter den Kaiserhäusern, die ihn beherrschten, keiner mehr vorstralte, als der Schwäbische oder Hohenstauffische, so soll Pforzheim mit im Besitz dieses gewaltigen Hauses gewesen seyn, bis Kaiser Friedrich 2. dasselbe den Markgrafen von Baden geschenkt habe.

(*) H. W. von Günderrode Beitrag zu einer Geschichte der Markgrafschaft Baden und ihrer Bewohner, in D. Posselts Magazin B. 2. St. 1.

habe. Manche behaupten zwar, erst nach dem Umsturz des großen Kaiserstammes der Hohenstauffen im Jahre 1268 sey Pforzheim Badisch geworden. Der Letzte dieses Stammes, der hoffnungsvolle junge **Konradin**, war nämlich, um sein väterliches Erbe in Italien zu erobern, mit Heeresmacht dahingezogen, aber in einem Haupttreffen geschlagen, und in Neapel auf offenem Blutgerüste enthauptet worden, und wirklich, da er der Letzte seines Hauses war, und ohnehin in dem damaligen Geist der Zeit Gewaltthaten dieser Art lagen, riß von den Trümmern seiner ehemaligen Besitzung auch in Deutschland jeder an sich, was er konnte. Die fränkischen Bischöfe, die Grafen von Würtemberg, viele Prälaten und Städte in Franken, Schwaben und im Elsaß, auch die Markgrafen von Baden verstärkten damit ihre Länder. (*) Indessen waren die Markgrafen von Baden unstreitig schon vorher im Besitz von Pforzheim; denn man hat vom Jahr 1256 schon, also 12 Jahre früher, als in **Konradin** der große Fall für Hohenstauffen sich zutrug, eine merkwürdige Urkunde von dem damaligen Schultheißen

(*) *Crusius* Annal. Suev. P. III. L. 3. c. 20.

heißen zu Pforzheim in Ansehung des Theils vom Zehnden zu Dietenhaussen (einem Dorfe ohnfern Pforzheim), den die Mönche zu Herrenalb an sich gekauft hatten. An dieser Urkunde hängt das Sigill der Stadt Pforzheim, welches zugleich das Wappen des fürstlichen Hauses Baden enthält. Auch ertheilen in der Urkunde selbst der Markgraf **Rudolph** I. und seine Gemahlinn **Kunigunde** dem Schultheißen von Pforzheim die Erlaubniß, seine Güter in der Altenstadt Pforzheim den Nonnen daselbst vermachen zu dürfen. (*) Pforzheim war bald darauf der Lieblingsaufenthalt mehrerer Fürsten jener alten Zeit. Nach damaliger Art hätte man's noch vor Sünde gehalten, wenn nur der Erstgebohrne eines Fürsten ihm hätte in seinen Ländern folgen sollen; jeder der Söhne glaubte gleiches Recht auf die väterliche Verlassenschaft zu haben. Waren ihrer zu viele, daß die Erbtheile zu klein geworden wären, so mußten sich von den streitbaren jungen Herren Einer oder Mehrere bequemen, Geistliche

(*) *Schœpflin* Cod. diplom. Historiæ Zaringo-Badenſ. Nro. 130. und 132. ad an. 1256. 1257.

che zu werden. Auf solche Weise war auch des Markgrafen Hermanns 7. Sohn, **Rudolf**, schon in den Priesterrock eingekleidet, als solcher Heiligkeit ihn reuete, und er wieder in sein voriges Fürstenleben zurücktrat. Diesem nun fiel, als nach seines Vaters Tode 1291. eine Theilung vorgenommen wurde, die Stadt Pforzheim in's Loos, die er zu seinem Aufenthaltsort wählte, und von der er häufig den Namen: **Herr von Pforzheim**, erhielt. (*) So sagt unter andern Kaiser **Rudolf** von Baiern in der Aufschrift einer Urkunde von 1335, er wolle dem **Edlen Mann Markgrafen Rudolf von Pforzheim** das und das verleihen ꝛc.

Auf gleiche Weise ohngefähr, wie hier **Rudolf** Herr von Pforzheim genannt wurde, waren die Markgrafen überhaupt Markgrafen von Baden genannt worden. Es gab nie eine Markgrafschaft Baden, sondern weil die Besitzer dieses Landes Markgrafen von Verona waren, so nannte sich der, der sich zuerst in Baden setzte, Markgrafen und Herrn von Baden

(*) Sachs Badische Geschichte B. 2. S. 3. und 126.

den (Marchio Hermannus, Dominus in Baden).

Der berühmte schwäbische Chronist schreibt sogar Pforzheim den alten Ruhm zu, daß 1077 daselbst der Gegner Kaiser Heinrichs 4, Rudolf gewählt worden sey (*); wirklich sieht man noch jetzt manche Ueberbleibsel von adelichen Häusern in Pforzheim, deren vorzeiten viele dort waren, die von den vielen Rittern und Edeln als Lehnleuten der Markgrafen bewohnt wurden, wie nicht nur die Badische Geschichte, sondern auch die übriggebliebenen Grabsteine beweisen. Um so leichter war es daher, daß an diesem Orte der Gegenkaiser Rudolf erwählt werden konnte, da zumal damals die Fürsten ohne allen Vergleich bürgerlicher und eingeschränkter lebten, als jetzt. Der gewaltige Herzog Bertold von Zäringen bedeckte diese Wahl durch seinen Feldobersten Hugo, der sein Lager da aufgeschlagen hatte, wo jetzt, eine Stunde von Pforzheim, das Dorf Huchenfeld liegt, welches eben daher seinen Namen hat. Hier in Pforzheim wurde Rudolf

(*) Martin Crusius Schwäbische Chronik Th. 2. B. 7. Kap. 9. S. 468.

dolf am 11. März 1077 durch den Erzbischof Sigfried von Mainz zum römischen König mit allen Feyerlichkeiten gekrönt, und hier empfieng er von dem allberufenen Papst Gregor 7. die bekannte Krone mit der Inschrift:

Von Christus selbst empfieng sie Peter einst
Die Krone, die er nun dem Rudolf beut.

Es ist — schreibt ein alter Geschichtschreiber — wider Heinrich 4. gewählet worden, nicht an gebührlichem Wahlort, sondern gleichsam als in einem stillen Orte, zu Pforzheim im Schwabenland, Herzog Rudolf im Jahre 1077.

Allein Rudolf war wider seinen Gegner nicht glücklich. In der Schlacht bey Merseburg verlohr er seine rechte Hand und bald darauf auch das Leben. Noch erhebt sich in Merseburg im Dom sein Grabstein mit der Aufschrift:

Rudolf liegt hier, der Deutschen König. Er starb für des Vaterlandes Wohl und für der Kirche;
Heil ihm! sein Tod ist ihm Gewinn. Seit Karl
war keiner ihm an Geist und Kriegsmuth gleich.

Mark-

Markgraf **Ernst**, der sogenannte erste Stammvater der **Durlachischen Linie**, hatte im sechszehnten Jahrhundert ebenfalls seine Residenz zu Pforzheim. Allgemein behauptet man, daß die steinerne Bildsäule auf dem Marktbrunnen daselbst, ihn in Lebensgröße geharnischt vorstelle.

Nach ihm hatte sein Sohn **Karl** 2. ebenfalls seine Residenz zu Pforzheim. Es kann daher die Linie der Markgrafen, welche die untere Markgrafschaft beherrschten, bey weitem richtiger die **Pforzheimische Linie** als die **Durlachische** genannt werden; so wie sie der am Durlachischen Hofe ehedem gestandene Rath **Jüngler** in dem Manuscript seiner Geschichte von den Markgrafen zu Baden selbst auch genannt hat. Ueberdieß trift man in den alten schriftlichen Verhandlungen, deren die Durlacher Kanzley vorzeiten sehr viele enthielt, nicht die bisher angenommene Formel, **Baden-Durlach**, sondern die: **Baden Pforzheimertheils** an, woraus sich deutlich erkennen läßt, daß damals die Stadt Pforzheim der untern Markgrafschaft den Namen gegeben hat.

Daß

Daß aber diese alte Formel in Abnahme gekommen, kann leicht daher entstanden seyn, weil die Residenz von Pforzheim von dem Markgrafen **Karl** nach Durlach verlegt worden ist. Dieser leztere erbauete 1565 das neue Schloß zu Durlach, welches er nach seinem Namen **Karlsburg** nannte, und zu seinem Aufenthaltsort machte. Die Bürger der Stadt Durlach bezeugten ihre Dankbarkeit dafür unter andern dadurch, daß sie schon 1576 sein Bildniß in Lebensgröße auf ihren Stadtbrunnen auf dem Marktplatze an der Hauptstraße aufrichteten, wo man es noch sieht. Uebrigens werden die Ursachen dieser Residenzverlegung weiter unten angeführt werden. Merkwürdig ist, daß kurz zuvor, ehe Markgraf **Karl** diesen Schritt that, er eine prächtige Kanzley nicht weit von seinem Residenzschlosse zu Pforzheim von Grund aus erbauete. Unter den Ueberbleibseln derselben fand man noch einen, noch jezt in dem Pforzheimer Amtskellerey-Archiv aufbewahrten Stein, worauf eine römische Inschrift ohngefähr folgenden Inhalts steht:

zum Tempel, drinn man der Gesetze pflegt,
erbaute Markgraf Karl dieß Haus. Es sey
in wahrem Sinn ein Tempel; fern von ihm
sey niedrer Eigennutz und Haß, und Gunst,
auf gleicher strenger Waage liege hier
des Bauern Sache und des Edelmanns. (*)

3.

Wunder in Pforzheim.

1. Jul. 1267.

Auch Wunder hat Pforzheim aufzuweisen, troz Loretto und Maria Einsiedel — Wunder aber leider! die, wie alle Wunder, nur in ältern Zeiten sich zutrugen, die also, wie jezt die Zeiten sind, wohl gar in Zweifel gezogen werden möchten.

Wie der große Geschichtschreiber der Römer Livius sich verwahrt, wenn er etwas sehr Wun-

(*) Carolus has Princeps Badensis condidit aedes
Ut sint consiliis Curia sancta bonis.
Hic populo par est, aequas praescribere leges,
Omnibus & merito reddere jura suo;
Hinc procul affectus animi seponere pravos
Et rem judicio noscere quemque suo.

Wunderbares erzählt: penes auctores fides esto, so will auch ich meine Legende geben, wie sie gedruckt steht, und wie noch jetzt Trümmer davon zu sehen sind. Also im Tone der Tausend und einen Nacht.

Es war einmal in der Stadt, die da heißt **Pforzheim**, ein altes Weib. Die Vettel war, wie die meisten ihres Gelichters, ein bischen sehr geizig, so sehr, daß sie ein junges unschuldiges siebenjähriges Mägdlein, genannt **Gretchen**, an die Juden verkaufte. Damals, meine lieben Leser! waren die Juden in Deutschland gar ein unglückliches Völkchen. Man haßte sie wegen ihrer Reichthümer. Nun wenn etwa einmal an der Ruhr, oder, der Himmel weis, an welcher andern epidemischen Krankheit, mehr Menschen, als gewöhnlich, starben, so hieß es gleich: die Juden haben die Brunnen vergiftet. Und nun, mir nichts, dir nichts, wurden die armen Hebräer, Mann, Weib und Kind entweder genöthigt, an den ihnen so verhaßten gekreuzigten Nazaräer zu glauben, oder wollten das die verstockten Dümmlinge nicht, in Scheunen zusammengesperrt und so verbrannt. Der Geist der Zeit, der dergleichen Bartholo-

mäusnächte im übrigen Deutschland über die Juden brachte, rührte sich auch in Pforzheim. Nun vernehmt weiter, wie unsere Historia gar tragisch fortlautet. —

Die heillosen Juden, die das arme Gretchen erkauft hatten, verstopften ihm das Mündlein, schnitten ihm die Adern auf, und umwanden es, um sein Blut aufzufangen, mit Tüchern. Das arme Kind starb bald unter der Marter. Die Juden warfen es in's Wasser, und eine große Menge Steine oben drauf. Aber was geschah? Nach wenigen Tagen regte sich des armen Gretchens Händlein über dem Wasser in die Höhe: die Fischer vor Entsetzen außer sich, eilten hinzu; bald lockt selbst den Markgrafen die Wunderpost dahin. Man zieht das Kind aus dem Wasser; es ermahnt den Fürsten gar erbaulich zur Rache; doch nach einer halben Stunde legt sich's wieder hin und entschläft aufs neue in Tod. Der Argwohn fällt auf die Juden; sogleich läßt man sie zusammenfodern, und wie sie sich dem Leichnam nahen, rinnt aus den geöffneten Wunden stromweise Blut. Durch dieß neue Wunderzeichen betäubt, bekennen die Juden, daß sie die Urheber der Gräuelthat sind;

auch

auch das alte Weib gesteht, daß sie das Kind an die Juden verhandelt hat. Nun gieng's dann ohne viele Weitläuftigkeiten, an die Bestrafung. Ein Theil der armen Beschnittenen ward mit dem alten Weibe gerädert, die andern mußten ihr Leben am Galgen verzappeln; zwey der Unchristen waren so wildkühn, daß sie sich einer dem andern selbst den Hals brachen.

So lautet die Geschichte, wie sie von Thomas Cantipratan (*) in seinem Buche von Wundern auf das Zeugniß zweyer Dominikaner erzählt wird. Gewiß ist's, daß im Jahre 1267, da dieser klägliche Fall sich zutrug, eine ganz andere Welt war, als jezt, eine Welt, worinn die Pfaffen mit ihrem äußerst wenigen Wissen doch noch von dem ganz rohen Volke für mehr als gewöhnliche Menschen angesehen wurden, und den dicksten, scheußlichsten Ausflüssen des Aberglaubens, durch ihre Auctorität Kredit verschafften: gewiß ist ferner, daß noch jezt linker Hand, bey'm Eingang der Schloßkirche zu Pforzheim, wo die Glockenseile zum Geläute angezogen werden, der steinerne Sarg jenes

 Wun-

(*) L. II. Miraculorum & Memorabilium sui temporis.

Wunderkindes, mit der zwar durchs Alter und die Wuth der französischen Verheerungen beschädigten, aber doch immer noch lesbaren Aufschrift zu sehen ist:

MARGARETHA A JUDÆIS OCCISA OB. FELICITER ANNO DOM. MCCLXVII. CAL. JUL. FER. VI.

Das heißt:

Margaretha, welche von den Juden umgebracht worden, starb seelig im Jahr nach der Geburt unsers Herrn 1267. den 1. Jul.

Auch melden die Dominikanerklosterfrauen zu Pforzheim in ihrem Heiligenbuche, daß 1507 das Grab dieses Kindes in Beyseyn des Kardinals Bernhardin, eröffnet, und dessen Leichnam noch unverwesen gefunden worden sey.

Im Jahre 1647, da Pforzheim von den Franzosen besetzt wurde, ward es, als eine der edelsten Kostbarkeiten der Stadt, wiewohl in einem andern Zustande, nämlich ganz dürr, doch so, daß man noch die Nägel wahrnahm, und

mit

mit abgesondertem Haupte, nach Baden gebracht.

Eine ansehnliche Klasse der Bürger von Pforzheim, die **Schiffer**, deren Urvoräter das unglückliche Kind, nach der Tradition alter Bürgerfamilien, im Wasser, und zwar bey der am sogenannten kleinen **Schleifthor** anfangenden Tuchmacherrahme, neben welcher ein kleiner Arm der Enz vorbeyfließt, gefunden, herausgezogen, und vor den Markgrafen **Rudolf** I. gebracht haben, behaupten nach einer von Kind zu Kind auf sie fortgepflanzten einstimmigen Erzählung, daß damals der Markgraf den sämmtlichen Schiffern zur Belohnung für sich und ihre Nachkommen, **so lang Sonne und Mond leuchteten**, also auf ewig, die Wachtfreyheit in der Stadt Pforzheim, und zugleich das Vorrecht verliehen haben, daß alle Jahre an dem sogenannten neuen oder Fastnachtsmarkte 24 Schiffer mit klingendem Spiel, und Ober- und Untergewehr auf dem Markte aufziehen, und an diesem Tage die Stadt ganz allein bewachen, und für die Sicherheit des Markts sorgen sollen. Noch jetzt üben diese braven Männer dieses Recht aus: der Theil der

Stadt, worinn sie am Ufer der nahrungsreichen Enz beysammenwohnen, heißt die Aue, und wenn man in unsrer Gegend irgend noch altdeutschen Sinn und Muth, Körperkraft und Sittenunverdorbenheit findet, so ist es hier.

4.

Pforzheim wird die Residenz der Markgrafen von Baden.

Auch die Fürsten haben ihre Launen, die sich, da sie die Mittel haben, sie zu befriedigen, manchmal in Unternehmungen, über die ein Weiser den Kopf schütteln möchte, an den Tag legen. Diese Laune zeigt sich dann auch in der Wahl der Residenz und deren häufigen Veränderung: doch gereicht es den Markgrafen von Baden zur Ehre, daß sie drey Jahrhunderte lang ununterbrochen ihren Aufenthalt an Einem Orte hatten; noch mehr gereicht es ihnen zur Ehre, daß dieser Ort Pforzheim war, wo kein undankbares Erdreich den Fleiß der Bürger betrügt, wo nicht die schnellkraftlose Luft der Ebene weht, wo kein träges Wasser ungesunden Trank beut; nein, wo alle Elemente gut

sind,

sind, wo drey fischreiche Flüsse Handel und Wandel beleben, wo der Erdboden zehnfach wieder giebt, was man ihm anvertraut.

Schon Markgraf **Rudolf** 1, in der Zwischenzeit von 1243 — 1288 wechselte seinen Aufenthalt zwischen Baden und Pforzheim. Aber **Rudolf** 4., der Sohn **Hermanns** 7., der erst Kanonikus zu Speyer war, dann aber zum weltlichen Stande zurücktrat, und in der Theilung nach seines Vaters Tode (1291) unter andern die Stadt Pforzheim erhielt, wählte sie nach erlangter Volljährigkeit (1300) zu seiner Residenz, und heißt daher in Urkunden sehr häufig: **Herr von Pforzheim.** Noch im sechszehnten Jahrhundert hatte Markgraf **Ernst**, der sogenannte erste Stammvater der Durlachischen Linie, seine Residenz zu Pforzheim. Allgemein behauptet man, daß die steinerne Bildsäule auf dem Marktbrunnen daselbst ihn in Lebensgröße geharnischt vorstelle. Selbst sein Sohn, **Karl** 2., der in der Folge nach **Durlach** zog, war anfangs in Pforzheim. Es kam daher die Linie der Markgrafen, welche die untere Markgrafschaft beherrschten, bey weitem richtiger die **Pforzheimische Linie** als

die **Durlachische** genennt werden; so wie sie der am Durlachischen Hofe ehedem gestandene Rath **Jüngler** in dem Manuscript seiner Geschichte bewiesen hat, welches alles in Nro. 3. Seite 17 und 18 umständlich schon gemeldet worden.

5.

Pforzheim ein pfälzisches Lehen.

Noch in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sah's in Deutschland ziemlich verwirrt aus. Noch waren keine beständigen Gerichte; die Faust und ihre Kraft entschied. Die deutschen Fürsten, die die Gelehrsamkeit als unnützen Quark verachteten, und lieber das blanke Ritterschwert, als einen **Ulpian** oder **Paulus** für ihren Richter erkannten, tummelten sich unaufhörlich hin und her: und damals herrschte über Deutschland Kaiser **Friedrich** 3; ein Mann von so übertriebenem Phlegma, daß ein Zeitgenosse selbst ihm zurief: Wache doch endlich auf, du, der du schon so lange schläfst! — kein Wunder also, wenn's damals in Deutschland zweyfach kraus aussah.

Im

Im Jahre 1461 stritten sich zwey Grafen, **Dietrich von Isenburg** und **Adolf von Nassau**, um das Erzstift Mainz. Jeder hatte seinen Anhang: auf **Dietrichs** Seite war der Pfalzgraf **Friedrich**; **Adolfen** unterstützten Markgraf **Karl** 1. von Baden, dessen Bruder, der Bischof **Georg** zu **Mez**, und Graf **Ulrich von Wirtemberg**. Erst zankte man sich in Schriften herum; aber wie's damals von Deductionen leicht zum Zuschlagen kam, so sammelte der Markgraf mit seinen Verbündeten ein Heer von 6000 Mann Fußvolks und 600 Reitern. Mit diesen belagerte er anfangs **Heidelsheim**. Da die Einwohner sich tapfer wehrten, so zog er sich vor Heidelberg, wo die Hülfsvölker **Adolfs** von Nassau, die aus 4000 Mann Fußvolks und 400 Reitern bestanden, sich mit ihm vereinigten. Eine solche Macht schien an dem Siege gar nicht mehr zweifeln zu lassen; aber die allzusichern Fürsten zerstreuten sich in der Gegend umher, um sowohl in den Dörfern, als auf den Feldern zu sengen und zu brennen; an Spionen mochten sie wohl auch nicht gedacht haben. Der schlaue und kriegskundige **Friedrich** von der **Pfalz** überflügelte sie plötzlich unsern **Seckenheim** in einer

Enge

Enge zwischen dem Rhein und Neckar mit 4000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern. Da half kein Rittermuth im Gefecht, da war an kein Entfliehen zu denken. Der Markgraf **Karl**, dessen Bruder, Bischof **Georg** von Mez, Graf **Ulrich** von Wirtemberg, und 350 Grafen und Edle wurden gefangen.

Der siegreiche Pfalzgraf ließ Abends diese seine Gäste aufs herrlichste bewirthen: der Wein floß, wie in Bächen; die einladendsten Wohlgerüche dampften von den fetten Braten auf; alles war in altdeutschem Ueberflusse da — nur kein Brod. Die Gäste waren nicht blöd, und foderten es selbst. Werthe Freunde und Herren! sagte nun Sieger **Friedrich**, alles geb' ich euch gern und kann es euch geben, nur kein Brod; denn ihr habt mit unsern segenreichen Feldern Krieg geführt. Eure eigne Schuld ist's nun, daß ihr das liebe Brod entbehren müßt.

Aber diese Mahlzeit ohne Brod war theuer. Jeder der gefangenen Fürsten mußte sich mit schweren Summen loskaufen; unter andern Markgraf **Karl** versprechen, nach und nach 100,000 Gulden zu bezahlen, die Losungsge-

rechtigkeit

rechtigkeit zu Eppingen und seinen Ansprüchen auf Heidelsheim entsagen, die Grafschaft Sponheim und die Städte Besigheim und Beinheim unter dem Wiederauslosungsrecht der Pfalz zum Unterpfand geben, und die Stadt Pforzheim für sich und seine Erben zu einem pfälzischen Lehen eidlich dergestalt abtreten, daß solches nur durch die Bezahlung von 40,000 Gulden sollte wieder aufgesagt werden können. (*)

Nach einem so unglücklichen Feldzuge und so nachtheiligen Frieden kam Markgraf Karl I. nach dreyzehnmonatlicher Gefangenschaft, 1463 wieder in sein Land zurück.

6.

Pest in Pforzheim.

15C1.

Fürchterlich zog im sechszehnten Jahrhundert die Morgenröthe des ersten Jahrs über Pforzheim auf. Nicht einzeln nahm der Tod seine Opfer, sondern unersättlich, unerbittlich würgte er,

(*) *Mai* Vita Reuchlini p. 122.

er, als ob er die ganze Stadt veröden wollte, ohne Unterschied des Alters. Welche anstekende Krankheit der Wüthrich aus seinem Füllhorn von Seuchen damals ausgoß? ist unbekannt: so oft ungewöhnlich viele Menschen in ungewöhnlich kurzer Zeit hinstarben, schrie das einfache Alterthum auf: Pest ist da! Mit ein wenig medizinischer Polizey hätte man wohl damals dafür sorgen können, daß meine Chronik jezt kein so schaudriges Kapitel haben dürfte; aber das Zeitalter der Berlichingen und Sickingen konnte freylich nicht auch das Zeitalter der Franke, Tissote und Zimmermanne seyn.

Verwüstend also blies der Odem irgend einer jezt unbekannten Seuche über Pforzheim; Hunderte starben hin; keiner wagte es mehr, zum andern zu gehen; alle Bande der menschlichen Gesellschaft waren zerrissen. Tod der Säuglinge, Tod der Greise; Tod in den Häusern, Tod auf den Straßen: die noch lebten, erwarteten nichts, als nach wenigen Tagen auch ihren Tod; aber schreckenvoller, als aller Tod, war das hülflose, verschmachtende Hinsterben der Unglücklichen, die von der Seuche ergriffen waren.

waren. Endlich, wie die größte Gefahr immer die größten Gesinnungen erzeugt, bildete sich eine besondere Gesellschaft, die man den **Orden der Starkmüthigen** nennen sollte, die sich aber die **Todengesellschaft** nannte, eine Gesellschaft der biedersten und besten Menschen, die sich untereinander verbanden, ihren Mitbürgern, die krank wären oder würden, unentgeldliche Hülfe zu leisten, keinen in Noth und Tod zu verlassen, und denen, die stürben, die Ruhe im Grabe zu verschaffen — denn bis dahin hatte man die Leichname in den Kammern, darinn sie gestorben waren, hinfaulen lassen.

Die Pest ließ nach, und das Jahr 1501 rollte ab; aber die **Todengesellschaft** unter dem nun erhaltenen Namen des **Singerordens** blieb, und wählte zum Wahlspruch die zwey Worte, die die ganze Philosophie des Lebens und des Sterbens in sich fassen: Memento mori, zu deutsch: **Gedenke des Todes.** Sie verabredeten sich untereinander, so wie die Natur jeden abfodern würde, unentgeldlich zur Ruhe im Grabe zu begleiten. Es wurde dazu eine besondere Kasse errichtet. Noch itzt dauert diese Gesellschaft, die an die fürchterlichen Verhee-

heerungen des Todes im Jahre 1501. (*) die Pforzheimer eben so erinnert, wie die Abendglocken die Deutschen überhaupt an die Türkenkriege, und hat ihren eigenen Fund, woraus den armen Mitgliedern nicht nur das Leichenbegängniß selbst veranstaltet, sondern auch in ihren Krankheiten einiges zur nöthigen Unterhaltung abgegeben wird.

Möchte dieses auf Menschenfreundlichkeit gegründete, aus ächtem Bürgersinn herstammende Ueberbleibsel altdeutscher Denkart noch lange dem immer stärker anbrausenden Strome kleinsinniger Neurungssucht widerstehen!

7.

Feyerliches Schützenfest.

1561.

Die Dichtkunst, welche in Deutschland, vornehmlich im dreyzehnten Jahrhundert, eine Lieblingsbeschäfftigung der Edlen und Gelehrten war, sank allmählig zu einem mechanischen Gewerbe des Pöbels herab.

An

(*) Martin Crusius Schwäbische Chronik 2te Band, Th. 3. B. 9. Kap. 11. S. 156.

An die Stelle erhabener Minnesänger und gefühlvoller Romanzendichter traten niedrige und possenhafte Meistersänger und Pritschmeister, die an die Höfe der Fürsten und zu den Feyerlichkeiten der Städte reisten, um ihnen ihre Lieder feil zu bieten. Kein Wunder, wenn die Sprache der Götter durch einen so rauhen Haufen entweiht, von den Edlen Deutschlands verlassen ward! Es gieng ihr, wie einer reizenden Modetracht, welche unter den Vornehmen nur so lang des Anzugs würdig geachtet wird, bis sie von dem gemeinen Volke verunstaltet zu werden beginnt.

So rauh und regellos nun der Bau der Reime, so kriechend und schlecht meistens die Gedanken und der Ausdruck dieser Leute waren, so haben sie uns doch manches schäzbare Denkmaal der Geschichte, Sitten und Gebräuche ihres Zeitalters überliefert. In dieser Hinsicht sind ihre Arbeiten nicht nur der Erhaltung, sondern auch oft unsers Dankes werth.

Unter diesen wandernden Sängern Deutschlands zeichnet sich **Heinrich Gering von Zürch** durch ein Gedicht aus, welches er auf das von **Karl 2.** Markgrafen zu Baden, im Jahre 1561

zu Pforzheim gehaltene Schützenfest verfertiget hat. (*) Es ist merkwürdig, weil es uns diesen Fürsten, den ein berühmter Geschichtschreiber (**) Badens Numa nennt, eben so nach der Volksstimme schildert, wie ihn die Geschichte darstellt; den Vater drey allzuentschlossener Söhne, die ohne Fehler gewesen seyn würden, wenn sie nie aus seinen Fußstapfen gewichen wären.

In der Zueignungsschrift an den Fürsten (vom 21. May 1562) rühmt der Verfasser dieses Gedichts (***) das ansehnliche Gnadengeschenk,

(*) D. Posselts wissenschaftliches Magazin vom Jahr 1788. 3. Band VI. Stück, S. 642.

(**) *Schæpflin* Hist. Zahringo Bad. T. 4. p. 62.

(***) Dieses Gedicht befindet sich unter den Handschriften der Markgräflich Badischen Bibliothek zu Karlsruhe in Quartformat Nro 280. unter dem Titel: Ein Schoñer vnnd wohlgemachtter Lob-Spruch vnnd ordennlyche Beschrybung des Fürstlychen vnd Herrlychen Schiessens so der Durchleuchtig vnnd Hochgeborn von Gottes Genaden Carol Margkgraue zu Baden vnd Hochberg Landgraue zu Sausenburg Röttelen vnnd Herr zu Badenweyler 2c. Inn

geschenk, das er von demselben für die ersten gleich nach dem Schützenfest überreichten Reime erhalten. Aus Dankbarkeit, sagt er, hab er solche vermehrt und verschönert; nicht, als ob er wieder große Geschenke begehren, oder dem Markgrafen weiter beschwerlich seyn wolle; sondern es geschehe aus gutem Willen, und damit der Fürst sich daraus ersehen könnte, wenn er früher oder später wieder ein Schießen halten, oder anderswohin zu einer solchen Feyerlichkeit reisen wollte.

Das Gedicht selbst fängt mit der Anrufung Gottes an:

Gott Vatter, in dem höchsten Thron
Ich bytt dich, thu mir heutt beystan
Daß ich vollend das mein Gedychtt,
Dnn dych vermag ichs warlych nychtt.
Hylff mier die Sylben Reimen zwyngen,
Dye Maß und Zal zusammen bryngen
Daß ich die Wahrheit brynng an Tag.

 Hier-

Inn seiner F. G. Statt Pforzheim gehalten Hatt alles ordenlich Beschryben Durch Heinrych Gering von Zürych Brytschenm. zu Rothweyl. Es hat 33 Blätter Text und 12 Blätter schlecht gemalter Figuren, die den Gewinn, das fürstliche Wappen und 38 Schützenfahnen vorstellen. Die Schriftzüge sind für die damalige Zeit noch ziemlich gut und lesbar.

Hierauf folgt ein frommer Wunsch an den Markgrafen und an seine Unterthanen, nebst einem Lobspruch auf die vom Kaiser privilegirte Schützengesellschaft zu Pforzheim. Dann nimmt die Geschichtserzählung ihren Anfang. Als man 1561 zählte, sagt der Dichter, hielt diese Schützengesellschaft bey ihrem Fürsten um die Erlaubniß an, ein feyerliches Schießen halten zu dürfen. Der Fürst erlaubte es nicht nur, sondern schenkte ihr auch hierzu einen gemästeten Ochsen zum Hauptgewinn, und übertrug einem seiner Edeln, Hans Sebold von Siglingen, diese Feyer gehörig anzuordnen. Diesem wurden von dem Rath zu Pforzheim Berchtold Deimling und Martin Beß, von der Schützengesellschaft aber Melchior Läderlin, Balthasar Ulin, Hans Lunzel und Michael Kubler zugegeben, um alle zu dem Schützenfest erforderliche Anstalten zu treffen. Es wurde also durch öffentliche Ausschreiben aller Orten bekannt gemacht, daß, wer unter 15 Schüssen nach der Scheibe die meisten treffen würde, bey'm Hauptschießen einen Mastochsen oder 30 Gulden an Geld sammt der Decke, bey dem Nachschießen aber 12 Gulden zum Gewinn erhalten sollte.

Dem

Dem Dichter kam ein solches Ausschreiben kaum zu Gesicht, als er dieses Fest für eine günstige Gelegenheit ansah, mit seinen Talenten etwas zu verdienen. Deshalb eilte er ohne Verzug nach Pforzheim, wo er einige Zeit vor der angesetzten Feyer anlangte. Lob der Stadt, ihres weitverbreiteten Handels, ihrer Gewerbe, des dahinströmenden Ueberflusses, besonders der vielen und guten Herbergen. Hier gieng der Dichter die Straßen auf und nieder, bis er einem ehrwürdigen Abten begegnete, mit dem er sich in eine Unterredung einließ.

Der Dichter eröffnet endlich dem Unbekannten, daß ihn der öffentliche Ruf einer bevorstehenden Schützenfeyer nach Pforzheim gelockt, um dem Fürsten und der Stadt mit Pritschen und andern Kurzweilen aufzuwarten. Guter Freund, versetzte ihm jener, ich befürchte, du kommst zu spät. Mein Herr hat schon drey Pritscher gekleidet, die zu dem Schießen bestellt sind. Seine Gegenantwort ist so naif, daß sie nur in seiner Sprache wohl klingt: (*)

(*) Der Deutlichkeit wegen wird hier — keine Sylbe irgend eines Wortes, sondern nur die jämmerliche Heterographie des Verfassers geändert.

Ich sprach: Da liegt mir nit viel dran.
Ein anders ich auch vor mir han,
Daß ich meinem Gnädigen Fürsten Herrn
Ein'n Spruch will machen zu G'fallen und Ehrn
Von aller Handlung dieses Schießen.
Darum thuts mich nit sehr verdrießen,
Wär'n schon der Narren noch als viel;
So gahts mir dennoch, wie Gott will.
Dann ich mein Dinglein für mich mach.

Wohl, sagte hierauf der alte Herr, wenn du im Stande bist, ein unbescholtenes Gedicht auf dieses Schützenfest zu machen, so wird mein gnädigster Fürst, der keinen Dienst unvergolten läßt, dich gewiß dafür belohnen. Da ich aber vermuthe, daß du nicht viel gesehen hast, wie es an eines Fürsten Hofe zugeht, und du alles doch gerne beschreiben willst, so will ich dich zur Tafel mit mir nehmen. Sie kamen im Schloß an, als man sich zur Tafel setzen wollte. Da sah der Dichter den Markgrafen und seine Gemahlinn (*), die fürstlichen Räthe und

(*) Es war seine zweyte Gemahlinn Anna, Pfalzgraf Ruperts, Veldenzischer Linie, Tochter, mit welcher er einige Jahr zuvor, nämlich im J. 1558 vermählt ward, eine glückselige Mutter dreyer Prinzen und eben so vieler Prinzessinnen. (S. *Schæpflin* l. c. p. 64.)

und Ritter, nebst der zahlreichen Hofdienerschaft in einem großen und schönen Saale versammelt. Ein ehrbarer weiser Mann stand mitten in demselben, und bethete laut, ehe man sich zum Essen setzte. Nach der Mahlzeit, die er nicht genug loben kann, wurde wieder gebethet, worauf jedermann an seine Arbeit und Bestimmung gieng. Schilderung des wohlunterhaltenen Hofstaats; der Mildthätigkeit des Fürsten gegen Arme; dessen Gottesfurcht und Handhabung der reinen christlichen Glaubenslehre; Fürsorge und Förderung des gemeinen Wohls, Umgang mit Gelehrten und mit geschickten Männern; Leutseligkeit und Güte überhaupt, nebst der Weisheit und Treue seiner Räthe, alles wird hier kurz und auf eine Art erwähnt, die den Verfasser oft über sein Metier erhebt. Zum Beyspiel diene folgende Stelle:

Wo Gottesfurcht und Tugend ist,
Da wächst Gehorsam zu jeder Frist.
Wenn aber ein Fürst tyrannisirt,
Demselben man bald sehr feind wird.
Das hab ich mein Tag oft gesehen,
Daß manchem Fürsten ist geschehen.
Der dann nach Pracht und Hochfarth stallt,
Des mindert sich sein Ruhm und G'walt.

Davor des ew'gen Vaters Güte
Diesen Fürsten allezeit behüte,
Der gebe den Räthen und allem Gesind,
Daß sie beleiben, wie sie jetzt sind
In allem Gehorsam unterthan ꝛc.

Als der Dichter mit seinem gütigen Begleiter aus dem Schlosse wieder in die Stadt kam, so nahm er von ihm unter vielen Danksagungen Abschied, um zu seiner Gesellschaft in den Gasthof zurückzukehren. Hierauf besuchte er den Schützenplan, der vor dem Brözinger Thore lag. Hier fand er ein wohlgebautes Schützenhaus mit einem weiten Saale und einer lustigen Sommerlaube. Jetzo waren auch zwey herrliche Hütten dabey aufgeschlagen, wo man die Büchsen wischen und laden konnte, ohne von dem Wetter oder sonst gehindert zu werden. Ueberdieß hatte man sechs Zelte für die hohe Herrschaft aufgerichtet. Scheiben waren da in Menge; auch Hütten, hinter denen die Zeiger sicher stehen konnten. Sogar die Pritschen- oder Narrenbrücke war nicht vergessen, und es ist lustig, den Mann selbst in seiner drolligten Sprache davon reden zu hören.

Ein

Ein Britschenbrück war auch gemacht
Der hat gar mancher gnug gelacht.
Denn sie war g'bauen auf der Enz.
Ich wünsch den Narr'n die Pestilenz.
Sie haben mich geworfen drein;
Ich acht, sie sind mir feind geseyn.
Sie hätten mich sonst nicht gebadet;
Doch hat es mir nicht viel geschadet;
Dann mir ein gut Trinkgeld ist worn.
Wenn sie es wüßten, es thät ihnen Zorn,
Daß mir mein Gnädger Fürst und Herr
Bewiesen hätte solche Ehr
Und mir ein solch Geschenk gethan rc.

Den 3. Oktober 1561 hob sich nun das Schießen wirklich an. Man zog mit Pfeifen und Trommeln zur Zielstätte hinaus. Claus Vordermeyer trug die Fahne. Stadtschreiber Johann Groß hielt die Anrede. Man erwählte die Neuner, denen die Gewalt gegeben wurde, alles in den das Schießen angehenden Sachen zu ordnen und zu richten. Hiezu hatte der Markgraf Sebold von Siglingen, den Edeln Vesten, der weise Rath Berchtold Deimling, die Schützengesellschaft Hans Cunzler, Kurpfalz Andreas Morsch von Oppingen, Würtemberg Cyriacus Horn, Straßburg

Hans Schatz, Pforzheim Namens der geistlichen Fürstenstädte, von denen kein Schütze zugegen war, Einen aus ihrem Mittel, nämlich Martin Böß, die Ritterschaft Hans Jacob von Reischach, und endlich die Markgrafschaft Baden Johann Müllern ernannt.

Von diesen Neunern wurden die Zeiger und gewisse ehrbare Männer, die auf die Schüsse Achtung geben sollten, damit keine Irrung geschähe, erwählt, und hierauf die Artikel verlesen, wornach sich die, so um den Ochsen schießen wollten, zu verhalten hätten. Man besah die Büchsen, ob sie gerecht oder listig zugerichtet wären? im letzten Falle wurden sie verworfen.

Nun machten die Neuner sechs Loose; damit jeder wüßte, wann er schießen sollte. Das erste war für den **Markgrafen**, seine Ritter, Dienerschaft und Unterthanen; das zweyte für **Kurpfalz**; das dritte für das **römische Reich**; das vierte für **Würtemberg**; das fünfte für die **untere Markgrafschaft**; das sechste und letzte für die **Ritterschaft** und den Adel. Ein jeder Schütze legte einen Gulden ein, um daraus die Gewinnste zu machen. Sonntags fieng man mit dem Scheibenschießen an.

an. Wenn einer in die Scheibe getroffen hatte, gab man ihm eine Fahne in die Hand, und führte ihn zum Schreiber hin, der den Schuß einschrieb. Es standen auch Spielbuden umher, wo man um Silber- und Zinngeschirr spielte. Auch die Pritscher hatten genug Beschäfftigung; denn so oft Jemand ein Ungeschick that, bekam er die Pritsche. Nichts erfreute den Dichter mehr, als daß der Markgraf den Schützen ein Fuder Wein geschenkt: weil er seinem Geständnisse nach gern da war, wo man gut lebte, und nichts von dem Seinigen dazu beytragen durfte. Der freygebige Fürst lud auch die Neuner oft zu Gaste; er kleidete alle Pritscher, und gab ihnen silberne Schilde.

Den 10. Oktober Freytags fieng man an zu stechen; den folgenden Tag führte man den Ochsen auf. Zwey Jünglinge, in weissem Anzuge, mit Fähnlein in der Hand, giengen voran, und zwey schöne Mägdchen in vollem Putze führten den Ochsen, den man mit einer seidenen Decke geziert hatte, auf welcher des Markgrafen und seiner Gemahlinn Wappen gestickt war. So führte man den Ochsen von dem Rathhause zu Pforzheim auf den Schützenplan hinaus, und

eine Anzahl Bürger in Harnisch angethan, folg-
ten mit Pfeifen und Trommeln. Den Zug
schloß der Stadtrath.

Als sie an Ort und Stelle kamen, stellten
sich die Herren in einen Kreis und nahmen die
schönen Mägdchen mit dem geschmückten Ochsen
hinein. Eine von den Jungfrauen trug einen
goldenen Kranz in der Hand, den sie dem Ueber-
winder dieses feyerlichen Spiels, Hans Schatz
aus Strasburg, überreichte, der solchen mit dem
verbindlichsten Dank empfieng. Der Stadt-
schreiber, Hans Groß, dankte hierauf das Schie-
ßen ab, indem er sowohl den Neunern, als allen
übrigen Schützen für die gehabte Mühe Lob und
Dank sagte, welches Hans Schatz durch eine
Rede erwiederte. Nun gieng es an die Aus-
theilung der Fahnen: man steckte sie auf Stan-
gen, und an jeder hieng der Säckel mit dem
Geld, das jedem zugezählt war. Die Schü-
tzen wurden nach der Reihe mit ihrem Namen
abgelesen. Unter denen, welche solche Fähnlein
davontrugen, bemerke ich, um nicht allzuweit-
läuftig zu seyn, obgedachten Hans Schatz von
Strasburg, welcher deren drey gewann, erst-
lich als Neuner, zweytens, als er den Kranz
er-

erhielt, drittens, bey dem Nachschießen; sodann einen Junker Caspar von Kaltenthal, Junker Hans Sebold von Siglingen, Moriz Eckhard, des Markgrafen Sekretär, Hans Schüler, den Vogler, und den unglücklichen Paulin Straus von Dünzdorf, dem die Fahne genommen ward, weil man seine Büchse unrichtig befunden hatte. Den Ochsen gewann hingegen Jacob Lastner von Kuppenheim, von dem aber der Dichter, ich weis nicht, warum? nicht viele Worte macht. In Ermanglung einer Fahne wurde dem Hans Balth. Mutschaß aus Zürich ein Schwein zu Theil, damit er den weiten Weg nicht umsonst gethan haben sollte. Man hatte auch nach einem hölzernen Mann geschossen, und die drey darauf gesetzten Fahnen wurden beßten Schüssen zu Theil. Nachdem dieses alles geschehen war, zog man wieder in oben beschriebener Ordnung nach der Stadt.

Sonntags hernach wurde das Nachschießen gehalten, welches zwey Tage währte: die beßte Fahne gewann hier Jacob Bachofer von Zürch: womit die Feyer sich endigte.

Hier

Hier unterbricht sich der Dichter, weil er den possirlichsten Auftritt, der bey diesem Schießen vorgekommen war, zu erzählen vergessen:

Potz Lung'! Eins hätt' ich schier vergessen:
Man thut auch da die Mäuler messen.
Und welcher die größten Goschen hätt,
Der gewanu ein Käs gleich an der Stätt.
Des Messens Mancher gnug thät lachen!
Man maß, daß manchem die Leffzen krachen.
Es kam ein Baur; derselb war voll:
Ohn Zweifel wars ein grober Droll,
Hieß Stoffel Ruff von Weißenstein:
Er hätt ein Mündlein, als ich meyn',
Was mehr dann sieben Zollen weit,
Der gewann den Käs zur selben Zeit.
Von ihm ich Aubenteur muß sagen.
Den Käs hätt er nit heimgetragen;
Sondern ist mit unter die Baurn g'sessen,
Und haben ihn gleich dannen g'fressen.

Der Beschluß des Gedichts ist voll Bescheidenheit, und verdient hier mit seinen eignen Worten angeführt zu werden:

Wo ich etwas geschrieben hätte,
Das sich hieher nit schicken thäte,
Darvon der Spruch nit würd' geziert,
So hab ich dessen nicht g'studirt.

Dann

Dann ich bin nur ein Handwerksmann,
Der nit viel hohe Weisheit kann:
Drum wo ich etwas hätt vergessen,
So tun's meinem Unverstand zumessen.
Dann ich sorg wohl, es wird mir gschehen,
Daß etwan mancher werde jehen, (*)
Wenn ich dieselbig Zeit hätt gweben, (**)
Es hätte mir mehr Nutz gegeben:

Aber

(*) Jehen heißt so viel, als sagen, und gehört in ein schwäbisches oder schweizerisches Idiokon. S. *Scherzii* Glossarium German. ed. Oberlin. T. 1.

(**) Aus dieser Stelle erhellt, daß **Gering** ein Weber seiner Profession gewesen. Die Pritschmeisterey muß ihm doch mehr eingetragen haben, als das Weberhandwerk, welches damals, da der Luxus überhaupt noch nicht so hoch gestiegen, wie heut zu Tage, seinem Manne weder hinlängliche Beschäfftigung, noch Nahrung geben mochte. Wenigstens werden von der Seltenheit des Leingeräthes vor und zu Anfang des 17. Jahrhunderts einige auffallende Beyspiele in Schlözers Staatsanzeigen II. B. 41. H. S. 5 angeführt: Nämlich, daß K. Karls des VII. in Frankreich Gemahlinn, die einzige Person im ganzen Königreiche gewesen, die zwey Hemden hatte, und daß zu Jakobs des I. Zeiten in England nur Gräfinnen im Hemd zu Bette giengen.

Aber ich seh dern keinen an,
Darum den Spruch gemachet han,
Das thu ich alles zu Lob und Ehren
Dem hochgebohrnen Fürsten und Herren
Herrn Carolo vor oft genannt,
Darzu auch seinem ganzen Land,
Und Pforzheim der viel werthen Stadt,
So dann dieß Schießen erhalten hat.
Die haben gehandelt also wohl,
Daß man sie billig preisen soll.
Welches mich dann hat verursacht,
Daß ich jetzt diesen Spruch hab gemacht,
Und habs allein zu Ehren gethan,
Denen so ich vorgemeldet han.
Und werd es jetzund lassen bliben.
Dann ichs sonst zu lang hab trieben.
Dann zu viel Geschwätz verdrüßlich macht.
Dieß Büchlein hab ich wohl betracht
Der Löblichen Markgrafschaft zu Ehrn
Samt ihrem Landesfürsten und Herrn.
Die woll Gott bey seinem Wort erhalten.
Ich wünsch es allen jungen und alten;
All ihr Unterthan und Bürger gut
Woll Er han in seiner göttlichen Huth,
Und wolle uns nach diesem Leben
In jener Welt das ewig geben!
Wünscht Heinrich Gering allensamen;
Wer dieß begehrt, sprech mit ihm Amen.

8. Pforz=

8.

Pforzheim hört auf, Residenz der Markgrafen von Baden zu seyn.

1565.

Im hohen Jubel, im Saus und Braus ward so das Schützenfest vom Jahr 1561 gefeyert: aber wie wandelbar ist nicht hienieden alles Glück! Nach vier Jahren, da in Pforzheim wieder ein feyerliches Schützenfest gehalten wurde, wollte der Markgraf Karl 2., um die Freude noch größer zu machen, am Schlusse desselben, zugleich eine Jagd veranstalten. Gerne würden hier die Pforzheimer Bürger, statt nach einer öden Holzscheibe, nach Schweinen und Hirschen gezielt haben; aber der Markgraf wollte, daß sie das Wild selbst auch zusammentreiben sollten.

Dieß schien ihnen wider diejenige deutsche Bürgerfreyheit zu seyn, wornach niemals die Einwohner von Städten, sondern nur die Bauern, als Leibeigene, zu Jagden aufgefodert werden. Der Stadtrath antwortete dem Fürsten: Mit Freude und mit zuvorkommendem Gehorsam würden die Pforzheimer alle Winke

Desselben befolgen; nur glaubten sie ihrer Bürger-Ehre schuldig zu seyn, nicht mit den leibeigenen Einwohnern der Dörfer in Eine Klasse zu treten; auch müßten sie besorgen, daß ein solches Frohndjagen für sie und ihre Nachkommen eine bleibende Last werden könnte: der Markgraf möchte ihren Eifer, alles für ihn zu thun und zu wagen, bey jeder andern Veranlassung auf die Probe stellen. —

Wie **Karl 2.** diese Entschuldigung aufnahm, weis man jetzt nicht mehr mit Gewißheit zu sagen; aber bekannt ist's, daß er kurz darauf (1565) von **Pforzheim** aufbrach, und seinen Aufenthalt in **Durlach** nahm. Von dieser Zeit an genoßen die Pforzheimer nicht mehr der Ehre, ihre Fürsten in ihren Ringmauern wohnen zu sehen; aber darum erkaltete nicht ihre Anhänglichkeit für sie, wovon im Verfolg der Geschichte glänzende, unsterbliche Beweise vorkommen werden. Doch wird es dem Patrioten erlaubt seyn, wenigstens den frommen Seufzer nicht zu unterdrücken: Was würde, da man weis, was jetzt **Karlsruh** ist, **Pforzheim** an seinen drey Wassern, bey so vielen natürlichen und kaufmännischen

Nah-

Nahrungszuflüssen geworden seyn, wenn es, außer seinem Handel und vielen Fabriken, auch noch der Aufenthalt eines Hofes, einer Regierung und eines ansehnlichen Militär's wäre!!

9.

Stiftungen in Pforzheim für Studierende.

Auch für Unterstützung unbemittelter Studierenden haben in Pforzheim biedre Männer, die es konnten, gesorgt. Wenn solche, die in Schlachten mit besondrem Muth oder Kunst die Menschen ihre Brüder erwürgten, bey der Nachwelt genannt werden, so verdienen es gewiß die, welche um sich her und noch nach ihrem Tode Gutes thaten, in höherem Maße.

Der Erste unter den Pforzheimer Wohlthätern dieser Art war der Kanonikus und Senior des Stifts Baden, Peter Geiger, von Pforzheim. Er stiftete im Jahre 1558 sechshundert Gulden, und im Jahre 1564 zweyhundert Gulden, zusammen 800 Gulden, wovon die Zinnsen für die, welche Theologie studieren würden, verwandt werden sollen.

Matthias Wörtwein, einer der angesehensten Männer, die aus Pforzheim hervortraten, kaiserlicher Pfalzgraf und Kanonikus der Kirchen zu Brescia in Italien, stiftete 1580 ein Kapital von sechstausend Gulden, wovon für sechs Jünglinge, die entweder von seines Vaters oder von seiner Mutter, einer gebohrnen **Münzingerin**, von Bauschlott, Seite herstammten, und zu Freyburg in Breisgau in der von ihm selbst so benannten **Friedensschule** (Collegium pacis) studieren würden, von den östreichischen Ständen der Provinz Breisgau alle Jahre am Georgentage die Zinnsen unweigerlich ausbezahlt werden sollten. Würden aber von seinen väterlichen oder mütterlichen Verwandten keine mehr vorhanden seyn, so sollten alsdann drey junge Pforzheimer und drey junge Brescianer die Stiftung zu genießen haben. (*) Schade, daß über diese Stiftung lange schon die Vergessenheit ihren Mantel verbreitet hat! denn in den Pforzheimer Stipendienrechnungen findet man keine Nachricht, wie es nachher mit dieser Stiftung gieng, die wenigstens bis daher für die Pforzheimer ungenützt blieb.

Kaspar

(*) *Mai* Vita Reuchlini p. 88. f.

Kaspar Christoph Rohr, Bürger von Pforzheim, welcher des Sprachstudiums wegen nach Italien gereiset, und darinn auch gestorben war, setzte in seinem vor seiner Abreise nach Italien (29. August 1602) errichteten Testament, zweytausend Gulden aus, die nach seinem Tode zu Kapital angelegt, und aus deren Zinnsen zwey Studierende aus Pforzheim, die der Augsburgischen Konfession zugethan seyn würden, auf der Akademie acht Jahre lang unterhalten werden sollten.

Endlich stiftete auch Nikolas Fontelin, Handelsmann in Pforzheim, im Jahr 1616 für Studierende ein Kapital von eintausend Gulden.

Als im Jahr 1784 der Geist der Studiersucht in die Pforzheimer gefahren zu seyn schien, und der Stadtrath deswegen den Zustand der Stipendien genauer untersuchte, um für deren künftige zweckmäßige Vertheilung sorgen zu können, so ergab sich, daß das ganze Kapital sich auf 13000 Gulden belief, von welcher Summe ins besondre kam:

auf die Rohrische Stiftung	6000 fl.
auf die Fonteliniſche Stiftung	3400 fl.
auf die Geigeriſche Stiftung	3000 fl.
auf die Wörtweiniſche Stiftung	600 fl.

Ferner wurde nun verordnet

1) Jeder, der des Stipendiums empfänglich wird, ſoll es im Ganzen mit dreyhundert Gulden, in drey aufeinander folgenden Jahren mit jährlichen 100 fl. erhalten,

2) von den vier einzelnen Stiftungen ſoll die Geigeriſche nur für die, welche ſich der Gottesgelahrtheit weihen, die übrigen drey aber ohne Unterſchied des Studiums für alle Studierende beſtimmt ſeyn,

3) da es ſich ereignen kann, daß mehrere Kompetenten, als mit Erhaltung des Fonds aus den von ſelbigen fallenden Zinnſen bedacht werden können, auf gleiche Zeit zuſammen kommen, ſo ſollen ſelbige in den Bezug eines erledigten Stipendiums nach der Zeitfolge ihrer Anmeldung geſetzt, und deswegen auf dem Rathhauſe eine eigene Expectantenliſte geführt werden.

Und nach dieſer Expectantenliſte ſind jetzt ſchon Stipendien auf das Jahr 1797 für Pforz-

heimer

heimer Stipendiaten angewiesen. Auch hat der Stadtrath gut gefunden, die Wohlthat dieser Stipendien nicht blos in den Kreis der vier Fakultäten zu verschließen, sondern auch Schulpräparanden, Wundärzte und Schreiber daran Theil nehmen zu lassen, jedoch so, daß selbigen nur ein: für allemal siebenzig bis hundert Gulden verwilligt wird.

Auch einzelne Familien in Pforzheim haben in ächtdeutschem Bürgergeiste für ihre Verwandten und deren Nachkommen gesorgt. So hat z. B. **Johann Michael Wildersinn**, ehemaliger Burger und Glasverleger zu Augsburg, und dessen Ehefrau, **Agnes Eva**, eine gebohrne **Deimlingin**, beyde von Pforzheim gebürtig, in der rühmlichen Absicht, daß die Kinder ihrer Anverwandten zur Erlernung ehrlicher Handwerker oder edler Studien, einige weitere Unterstützung haben sollten, den 29. September 1764 ein Kapital von 1000 Gulden gestiftet, worüber der Pforzheimer Stadtrath zum Gewährleister und Verwalter gesetzt worden ist.

10.

Johann Reuchlin.

Ein glänzender Zeitpunkt öffnet sich mir jetzt; aus den nicht gar großen Mauern von Pforzheim tritt jetzt ein Mann hervor, der erst mit eisernem Fleiße sich ganz in die Wissenschaften vergrub, und dann, wie selbst seine Zeitgenossen ihn nannten, der gemeinsame Lehrer nicht blos Deutschlands, sondern Europa's wurde, der an Geist, an Großheit der Gesinnungen, an Thätigkeit neben die größten Männer des Alterthums gestellt werden darf — **Reuchlin**, der Freund **Luthers**, des Wiederherstellers, **Huttens**, der Feuerseele, und nur der Widersacher der Dunse oder der Boshaften. Sein Leben ist so reich an wichtigen Ereignissen, hatte so viel Einfluß auf sein Zeitalter, daß ich's hier nach der Darstellung eines Meisters in der biographischen Kunst (*) erzählen will.

Johannes Reuchlin ist zu **Pforzheim** im Jahr 1455 den 28. Dezember gebohren. Seine Eltern waren angesehene und wohlhabende

(*) **Ludwig Schubart**, in seinen literarischen Fragmenten. I. Samml. S. 43 -- 116.

bende Bürger dieser Stadt, und ließen an seiner Erziehung nichts fehlen, was zu seiner Entwicklung beytragen konnte. Sein Vater, **Georg Reuchlin**, schickte ihn frühe schon in die dortige wohlbediente Stadtschule, wo er die ersten Gründe der Sprache, der Wissenschaft und Musik erlernte. Es blieb nicht lange zweifelhaft, daß die Natur den Knaben zum Gelehrten bestimmt habe, und seine Fortschritte im Unterricht zeichneten ihn gar bald vor seinen Mitschülern aus. Diese Fortschritte, sein munterer offener Kopf, und seine Anlage zur Musik und Gesang bahnten ihm den Weg in die fürstliche Kapelle, und endlich zum Markgrafen.

Reuchlin wußte sich durch sein Betragen, durch seine Bereitwilligkeit und Talente so beliebt zu machen, daß ihn sein großmüthiger Fürst in die Gesellschaft seines Sohnes **Friedrichs**, nachherigen Bischofs zu Utrecht, mit dem Bischof von Schweinfurt im Jahr 1473 auf eigene Kosten nach der hohen Schule zu **Paris** sandte. Diese Ereigniß war für sein ganzes Leben entscheidend. Die Pariser Schule war damals eine der berühmtesten und vortreflichsten,

 und

und Reuchlin hatte hier ohne Vergleich bessere Gelegenheit und reichhaltigere Mittel, sich zu seinem wichtigen Berufe vorzubereiten, als auf deutschen Schulen, welche damals sowohl der Einrichtung, als den Lehrern nach gegen die in Frankreich und Italien weit zurückstehen mußten. Er ließ auch diese beneidenswürdige Gelegenheit nicht unbenutzt, und legte sich mit solchem Nachdruck und Erfolg auf die griechische und römische Sprache und Beredsamkeit, daß sich sein Fürst und seine Eltern der stattlichen Zeugnisse nicht genug freuen konnten, welche der Bischof und seine Lehrer von ihm einsandten. Bey seinem bald darauf erfolgten zweyten Aufenthalte zu Paris wiedmete er sich vornehmlich der Aristotelischen Philosophie, studierte die Klassiker, und erwarb sich durch Abschreiben griechischer Handschriften viele Fertigkeit und Geld, das er zu Büchern verwandte. Auch in der Theologie legte Reuchlin den Grund zu Paris, so, daß er seinen dasigen Aufenthalt mit Recht die Pflanzschule seines Lebens nannte.

In seinem zwanzigsten Jahre verließ er diesen Musensitz, gieng nach Deutschland zurück,

ließ

ließ sich zu Basel nieder, und gab als Magister Unterricht daselbst, weil ihm dieser Ort wegen der damaligen Menge von Gelehrten der bequemste und vortheilhafteste zu seinem Endzweck schien. Er fieng um diese Zeit an, sein Augenmerk ganz vorzüglich auf die bis dahin so sehr verwahrloste, und zum ächten Studium der Theologie doch so unentbehrliche hebräische Sprache zu richten, wozu ihm der große so lange verkannte **Wessel** am meisten beförderlich war.

Auch munterte **Wessel** ihn zugleich zur griechischen Sprache auf, so, daß Reuchlin mit Lesung der zur Zeit der Kirchenversammlung (im Jahr 1431) von dem **Nicolaus Cusanus** nach Basel gebrachten griechischen Bücher Tag und Nacht sich beschäfftigte, und so seiner Bestimmung immer sichtbarer entgegenreifte. Er unterzog sich auf vielfaches Begehren, und weil es Zeitbedürfniß war, dem mühsamen Geschäffte, ein lateinisches Lexikon zusammenzutragen, das er unter dem Titel Breviloquus herausgab, und wodurch er der römischen Literatur in Deutschland großen Eingang verschafft hat.

In der Philosophie fuhr er fort, das System des Aristoteles aus den Quellen zu studiren, legte die Schriften desselben bey seinem Unterricht zum Grunde, und verbannte dadurch das scholastische Schällengeklingel, das sich um homineitates, foemineitates, attingibilitates, menseitates &c. herumtrieb, und alle auch die gesundesten Köpfe mit einem schwindelnden Kleingeiste angesteckt hatte.

Nach einem vierjährigen Aufenthalte zu Basel begab sich Reuchlin nach Orleans, und wiedmete sich hier ganz und gar der Rechtswissenschaft, weil er den großen Grundsatz hatte, daß ein ächter Gelehrter das ganze Gebiet des menschlichen Wissens bestreifen, und sich wenigstens eine **historische** Kenntniß in allen Fächern der Gelehrsamkeit erwerben müsse, bevor er sich seinen eigenen Heerd erwählt.

Mit treflichen Kenntnissen und Grundsätzen ausgerüstet, gieng er nun nach Tübingen zurück, wurde **Doktor**, nahm ein Weib, und fieng an zu praktiziren. Hier ergab sich in kurzem, daß unser Reuchlin nicht bestimmt sey, sein Licht unter dem Scheffel der Studierstube zu vergraben. Sein Ansehen wuchs immer mehr, und nicht

M. lange,

lange, so verschafften ihm sein Landesfürst und seine Freunde Gelegenheit, die im Auslande gesammelten Schätze auszustellen und leuchten zu lassen. **Eberhard der bartige** unternahm nach dem Reichstage zu Worms eine Reise nach Rom. Da er hiezu einen Mann brauchte, dem er seinen Gruß und Antrag an den Papst anvertrauen könnte; so ward ihm hiezu unser Reuchlin vorgeschlagen, und der Herzog legte mit seinem Sprecher nicht wenig Ehre ein.

Nach seiner Zurückkunft kam Reuchlin in das besondre Zutrauen seines Landesfürsten, der ihn häufig um sich hatte, auffallend auszeichnete, und in mancher wichtigen Angelegenheit zu Rath zog.

Unter andern ward er bald nachher zu einer wichtigen Gesandtschaft nach Linz an Kaiser **Friedrich** 3. gebraucht. **Reuchlin** verrichtete seinen Auftrag mit so viel Treue und Geschicklichkeit, und wußte sich dem Kaiser selbst so angenehm zu machen, daß ihm dieser den damals noch nicht so sehr weggeworfenen Pfalzgrafentitel und Adelbrief ertheilte, auch eine uralte mit unsäglichem Fleiß geschriebene hebräische Bibel, welche als eine der ältesten in Europa

noch

noch heute aufbewahrt wird, und ihm theurer war, als alle angebothenen Geschenke, verehrte. Zwey Jahre hernach, da der römische König **Maximilian** theils wegen Bewerkstelligung eines Landfriedens, theils wegen Hülfsvölker gegen die Türken, auch um den Verheerungen des König **Karls** von Frankreich in Italien Einhalt zu thun, und endlich wegen Anordnung eines Reichskammergerichts, einen Reichstag zu Worms ausgeschrieben hatte, mußte **Reuchlin** bey dieser Gelegenheit in dem glänzenden Gefolge des Graf **Eberhards** von Würtemberg mit dahin reisen. Hier geschah es nun, daß **Eberhard** von diesem **Maximilian** mit Genehmigung der Reichsstände, auf diesem sehr solennen Reichstag als erster Herzog von Schwaben wieder erklärt wurde.

Reuchlin hätte nun der Gunst dieses Herzogs auf lange Zeit gewiß seyn können, wenn Letztern nicht in 13 Wochen darauf — denn länger nicht bekleidete **Eberhard** seine angetretene herzogliche Würde — der Tod übereilt hätte.

Nach diesem plötzlichen Todesfall flüchtete **Reuchlin**, weil er von dem gewaltthätigen

Ad-

Administrator des Landes, der ihn für gefährlich hielt, mit Gefangenschaft bedroht wurde, an den pfälzischen Hof, wo er mit den treflichen Männern, dem Johann von Dalburg, Bischof zu Worms, mit dem Kanzler Plinius, mit Johannes Wacker (Vigilius), mit dem Theologen Andreä, und mit Rudolf Agricola, die ihn längst aus seinen Schriften kannten, in vertrauten Umgang und in den Schutz des Fürsten kam.

Der Kurfürst Philipp von der Pfalz sandte ihn auch wirklich abermals als Gesandten nach Rom, um eine Heirath in's Reine zu bringen, und ihn bey Alexander 6. wegen einer Verläumdung zu vertreten, wodurch dem Kurfürsten das Recht, geistliche Aemter zu vergeben, entrissen worden war. Capnio betrieb die Sache mit Nachdruck und Erfolg. Seine an den Papst gehaltene Rede, die wir noch haben, ist ein Meisterstück von Feinheit, Eleganz, Gründlichkeit und Würde, und im ächten Römergeiste geschrieben. Sie erregte großes Aufsehen, wurde häufig selbst von Kardinälen bey dem begünstigten Redner nachgesucht, und kaum konnten sie begreifen, wo ein Deutscher, und noch

noch dazu ein Schwabe, so viel Geist und Sprachgewalt hernähme.

Nachdem **Reuchlin** diese neue Gesandtschaft ruhmvoll beendigt hatte, kehrte er zu dem Kurfürsten **Philipp** zurück. Da inzwischen die Würtembergischen Angelegenheiten durch die Verwendung des Kaisers **Max** ausgeglichen, und **Ulrich** in sein Erbe eingesetzt war; so brachten es die Vormünder des minderjährigen Herzogs, **Johann** und **Ludwig Naucler**, und **Gregorius Lamparter** dahin, daß ihr Freund **Reuchlin** wegen seiner Verdienste um Vaterland und Gelehrsamkeit zurückberufen wurde. Er trug um so weniger Bedenken, diesem Rufe zu folgen, da er seine Frau in der Heimath hatte zurücklassen müssen, und anfieng, des tosenden Hoflebens müde zu werden. So ungern ihn **Philipp** entließ, so wenig konnte er seinen dringenden Gründen widerstehen, und Reuchlin kehrte daher, hier bedauert, und dort mit Segenswünschen erwartet und begrüßt, in sein Vaterland zurück; nachdem er zuvor noch der Stifter der berühmten Heidelberger Bibliothek gewesen.

Er

Er wünschte sich nun in geräuschloser Einsamkeit ausschließend seinen Lieblingswissenschaften zu wiedmen; aber die öffentlichen Angelegenheiten ließen — wie er selbst in einem Brief an den Kardinal Adrian äußert — nimmermehr von ihm ab, und die ehrwürdigsten Fürsten des Vaterlandes wandten sich an ihn, und zogen ihn in ihren politischen und kirchlichen Verhältnissen zu Rath. Nach dem Baierschen Kriege wurde bekanntlich, der öffentlichen Sicherheit wegen, im Jahre 1488 der Schwäbische Bund errichtet, und zu diesem Ende drey **Bundesrichter** oder sogenannte **Triumvirs** zu Eßlingen erwählt, welche jährlich viermal zu Tübingen zusammenkommen, und die entstandenen Streitigkeiten unter den Ständen beylegen sollten. **Reuchlin** wurde ohne sein Zuthun, durch die einstimmige Wahl des Kaiser **Friedrichs**, der Kurfürsten und Fürsten, der vorzüglichste unter diesen Richtern.

Diese Bundesrichter- oder Triumviratswürde, deren Theilhaber eine gemischte Gerichtsbarkeit in Sachen der Fürsten unter sich, und gegen die Unterthanen des Dritten behaupteten,

pteten, bekleidete **Capnio** eilf Jahre lang mit Beyfall und Ehre.

Während dieser Zeit war er im literarischen Fache thätiger, als man es bey seinen vielfachen und verdrüßlichen Beschäfftigungen hätte erwarten sollen. Er gab in dieser Zeit als der erste unter den Deutschen, drey hebräische Lehrbücher in lateinischer Sprache heraus, wodurch er der hebräischen Sprache unter uns einen unschätzbaren Dienst erzeigte, und schon von seinen Zeitgenossen deshalb mit dem Namen eines **Vaters** derselben beehrt wurde.

Mitten unter diesen gelehrten Beschäfftigungen wurde er durch einen neuen Auftrag seines Fürsten überrascht. — Es scheint überhaupt, daß die damaligen Fürsten das gelehrte Verdienst besser hervorzuziehen und zu benutzen wußten als die unsrigen. Es wurde ihm nämlich eine neue Gesandtschaft an Kaiser **Maximilian** übertragen.

Nach Vollführung derselben gieng er von Inspruck, wo Kaiser **Max** damals sich aufhielt, nach Tübingen zurück, konnte aber wegen einer ausgebrochnen Pest nicht lange daselbst weilen,

und

und zog sich in das Dominikanerkloster Denken-dorf unfern Stuttgart zurück, wo er mit seiner ganzen Familie (Anno 1502) ungemein freund-schaftlich und zuvorkommend aufgenommen wurde. Hier verfertigte auf Begehren des Klo-stervorstehers eine (durch Anselm im Jahre 1504 zu Pforzheim gedruckte) Schrift über **die Kunst zu predigen**, worinn er eben so feine und gesunde, als herzvolle und anwendbare Grundsätze in Ansehung der Kanzelberedsamkeit vorträgt, und dadurch nicht nur seinen dortigen großmüthigen Freunden, sondern dem gesamm-ten geistlichen Stande überhaupt ein seiner wür-diges Andenken gestiftet hat. Als die Pest ausgewüthet hatte, begab er sich, von Segens-wünschen begleitet, nach Stuttgart; und nun — im hoffnungsvollen Herbste seiner Jahre, da sein Vorrath und seine Ideenschätze reif ausge-zeitiget, und auf dem Punkte waren, wie aus einem Segenshorne, in alle Theile der Welt aus-zuströmen, nun, da er so manchen Abgrund durchspäht, so manchen Fels erstiegen, so man-chen goldnen Keim aus dem Schutte gelesen und eingesammelt hatte, um ihn in voller Blü-the seinem Vaterlande wieder zu schenken; nun

 mußte

mußte ein ungünstiger Stern über seinem Haupte ein Gewitter sammeln, das jede seiner Hoffnungen verschlang, das sein ganzes übriges Leben verdunkelte, und selbst am Rande des Grabes nicht von ihm abließ. — Es ist sein berüchtigter Streit mit den Köllnischen Mönchen. (*)

Ein entlaufener Jude, **Johann Pfefferkorn**, zu Kölln machte sich, nachdem er sich den Seinen vergeblich als ihren **Messias** aufzudringen gesucht, Wahnkranke geheilt, bemalte Aussätzige gereiniget hatte, auch an die Christen, ließ sich taufen, und gab sich, um diese desto leichter zu berücken, für einen Feind seiner Glaubensgenossen aus.

Ein eben so verworfener Karakter war **Jakob Hochstrat**, der Mäkler des Brandjuden, dem dieser seine gewinnsüchtigen Anschläge zuerst mittheilte. **Arnold von Tungarn**, der, seiner Schandthaten wegen, das Vaterland hatte räumen müssen, stellte den Heerführer der übrigen vor, und machte das Gaunertriumvirat voll. Sie waren sämmtlich Professoren der Theo-

(*) S. über diesen ganzen Streit Hermann von der Hardt Hist. liter. reformat. P. II.

Theologie. Pfefferkorn wollte seinen ehmaligen Brüdern, den Juden, dadurch eine tüchtige Geldsumme auspressen, daß er ihnen durch den Kaiser mit Verbrennung aller ihrer Bücher drohen ließ: diese aber brachten es dahin, daß vor der Exekuzion ihre Schriften einzeln durchgegangen und geprüft werden sollten, bevor sie der Schärfe des Edikts unterworfen würden.

Unter den Männern, die von dem Kurfürsten von Mainz zu dieser Untersuchung ausersehen wurden, befanden sich Reuchlin und Hochstrat.

Reuchlin übergab dem Kaiser ein sehr einsichtsvolles und billiges Gutachten in der Sache. Dieses Gutachten wußte Pfefferkorn durch List seiner Handlanger aufzufassen, noch eh es zum Kaiser gelangte, und wiegelte seine ganze Rotte gegen Reuchlin auf, ließ durch Arnold von Tungorn einen Handspiegel aushecken und haussiren tragen, worinn er alles aufboth, den Unsrigen als einen bestochenen Judenfreund blos zu stellen und seine Religion verdächtig zu machen. Reuchlin beschwerte sich bey dem Kaiser über dieses Pasquill; und suchte sich vor

der Hand selbst in seinem Augenspiegel zu rechtfertigen, worinn er die Beschuldigungen und bübischen Schmähungen der Kölner zurückwirst, die seichte Dürftigkeit ihrer Stichelreden aufdeckt, und vier und dreyßig Lügen aus ihrem Handspiegel hebt, die er eben so gründlich als einleuchtend, und zum Theil witzig widerlegt.

Nun stunden nicht einzeln Angegriffene allein, sondern ganze verschworene Rotten und Brüderschaften gegen den Vertheidiger der Wahrheit auf, die ihn mit lärmendem Geschrey in- und außerhalb Deutschland verläumdeten, seine Schriften verbrannten, Pasquille und die ärgerlichsten Gemälde gegen ihn ausstreueten und anschlugen, und ihn am Ende förmlich bey dem Kurfürsten von Mainz verklagten, wo Hochstrat als Kläger gegen ihn auftrat, und ihn der sinnlosesten Verbrechen bezüchtigte.

Beyde Theile appellirten endlich an den Papst Leo 10. Dieser übergab den leidigen Zwist dem Pfalzgrafen Georg, Bischof zu Speyer, der einen Kranz von Biedermännern, nämlich den Thomas Truckses, Georg von Schwalbach, Philipp von Flersheim,

Jo-

Johann Vigilius, Franz von Sickingen, Jodocus Gallus und Wolfgang Fabritius Capito zur Untersuchung desselben niedersetzte, und ihnen scharfe Prüfung und strenge Unpartheylichkeit empfahl. Sie sprachen: „Daß man in Reuchlins Augenspiegel durchaus keine von der Kirche verworfene Irrlehre oder Ketzerey gefunden, noch sonst wahrgenommen habe, daß er die Juden mehr begünstige, als es die Kirche erlaube; und daß sonach die Anklage der Köllner falsch und unstatthaft sey." Hochstrat, welcher auf drey verschiedene Ladungen sich nicht gestellt hatte, wurde zu allen und jeden Unkosten, die **einhundert und eilf rheinische Goldgülden** betragen haben sollen, nebst einer Geldstrafe verurtheilt, und mit den schärfsten Strafen bedroht, falls er nicht von seinen Kränkungen abstehen würde.

So sehr dieser Ausspruch den Reuchlinisten den Sieg zu versichern schien, so wenig gaben sich die Köllner überwunden. Sie wiegelten die Universitäten zu Erfurt, Mainz, Löwen und Paris gegen ihn auf, preßten ihnen Verdammungsurtheile gegen den schuldlosen Greiseu ab,

verbrannten im Februar 1514 seinen Augenspiegel neuerdings unter einem feyerlichen Aufzug, ließen neue Schmähschriften und Brandlieder, neue Verläumdungen und Schmachgemälde gegen ihn ausgehen, und Pfefferkorn gab abermals eine Schrift, die **Sturmglocke** betitelt, gegen ihn heraus, worinn er das Speyersche Urthel verdächtig und lächerlich zu machen, die schändlichsten Beschuldigungen auf Reuchlin zu häufen, und das ganze Vaterland gegen ihn in Aufruhr zu bringen suchte. Für Leute dieser Art, deren Ohren der Stimme der Vernunft verschlossen, deren Herzen für das Gefühl des Friedens und Wohlwollens vertrocknet waren, taugten die bisherigen Waffen nicht mehr. Ein Geist des Orkus schien unter sie gefahren zu seyn, welcher mit ätzendem Hohn und sarkastischen Flammen gebannt werden mußte. . .

Reuchlin gab seine berühmten Epistolas obscurorum virorum (**Briefe der Dunkelmänner**) gegen sie heraus — die er vermuthlich in Gemeinschaft mit mehrern, sonderheitlich mit **Hutten**, ausgearbeitet hat, — wo das barbarische Pfaffenlatein der Kölner possirlich

genug

genug nachgeahmt, und ein Schwefelregen von Witz und Laune, von Sarkasmen und beissendem Spott auf die bemüßte Schaar ausgegossen wird. Diese Briefe, welche in aller Welt Antheil und Aufsehen erregten, wirkten mehr, als die nüchternsten Widerlegungen. Sie fielen dem Heerführer **Hochstraten** dergestalt auf die Lunge, daß er bald hernach den Geist darüber aufgab. Die bemüßten Brüder fühlten sich dadurch so getroffen, und so unfähig, den Angriff mit gleichem Nachdruck zu erwiedern, daß sie nicht ruhten, als bis sie von **Leo** 10. ein Edikt gegen die fernere Ausgebung dieser Briefe erschlichen hatten: und dieß veranlaßte die **Briefe berühmter Männer**, (Epistolas clarorum virorum) welche an manchen Orten noch schärfer und einschneidender sind, als die erstern. Daher stehet von ihnen geschrieben: „Sie haben der Hyder, die wir gegen sie sandten, den **ersten Kopf** abgeschlagen; aber sieh ein neuer, furchtbarer noch als der erste, sprang aus dem Rumpfe."

Aller seiner Vortheile ungeachtet, war **Reuchlin** dieser für seine Zeit und Gesundheit

verderblichen Myomachie so überdrüßig, daß er kein Mittel unversucht ließ, aus dem Gedränge zu kommen. Er wandte sich nochmals an den Papst, übersandte der römischen Kurie alle Acten in der Sache, und bestand eben so bescheiden als nachdrücklich auf ihrer endlichen und gänzlichen Beylegung. In welchem Ansehen und in welcher Achtung damals **Reuchlin** in ganz Deutschland gestanden, das können wir aus den großen und viel geltenden Verwendungen ersehen, welche bey dieser Gelegenheit zu Rom für ihn eingelegt wurden. Es traten nämlich für ihn auf und empfahlen seine Sache aufs dringendste: Kaiser **Maximilian** an der Spitze; Kurfürst **Friedrich** von Sachsen; Herzog **Ludwig** von Baiern, Herzog **Ulrich** von Würtemberg, Markgraf von Baden; verschiedene Kardinäle; die ersten Bischöfe von Deutschland; mit ihnen drey und funfzig schwäbische Städte, und die gelehrtesten und angesehensten Männer des Vaterlandes, welche alle dem Papst aufs nachdrücklichste anlagen, die Angelegenheit ihres unschuldigen Freundes unverzüglich zu schlichten.

Sol-

Solchen großen Empfehlungen konnte Leo nicht weiter bloße Worte entgegensetzen. Er übertrug sofort dem gelehrten und erfahrnen Kardinal **Grimanus** die Untersuchung des Handels aufs ernstlichste, welcher alsbald beyde Theile nach Rom zitirte. **Reuchlin** ward Alters halber entschuldiget; **Hochstrat** erschien, wie im Triumph, um die angesetzte Zeit, mit Empfehlungsschreiben von Fürsten und Akademien, und mit goldenen Ueberredungsgründen reichlich ausgerüstet. Mittelst derselben suchte er vorerst Geschöpfe aus seinem Orden, besonders den berüchtigten Kardinal **Thomas Cajetan**, so wie den **Silvester Prierias**, welch letzterer eine besondere Ehrenstelle im päpstlichen Pallast bekleidete, in die Untersuchungskommission einzuschalten, und brachte es, wie er sahe, daß **Reuchlin** dem ungeachtet obsiegen würde, durch ein Gegengewicht von 1500 Goldgulden wenigstens dahin, daß die Entscheidung immer weiter hinausgeschoben wurde, und die geblendete Gerechtigkeit gegen die Ankläger nicht so strenge verfuhr, als sie es ihrer Ueberzeugung nach, hätte thun sollen.

Mitten unter diesen Zänkereyen arbeitete der verfolgte **Reuchlin** eine seiner fruchtvollen und ideenreichen Schriften nach der andern aus.

Um diese Zeit reizte **Tezels** schändlicher Unfug mit dem Ablaß, den Löwen **Luther** zum Angriff, und veranlaßte eine Glaubensrevolution, die sich bald wie elektrisches Feuer über unsern ganzen Welttheil verbreitete. Diese größere Sache verschlang den Streit unsers **Reuchlin**, und riß die ungetheilte Aufmerksamkeit der Gemüther an sich. Man hatte zu Rom nun nicht mehr Zeit, einen deutschen Gelehrten über den Gehalt der jüdischen Bücher zu verhören, und zu untersuchen, ob seine Schriften das Judenthum begünstigten? Ein muthiger Augustiner trat auf, und fieng an, an der Unfehlbarkeit des römischen Bischofs zu zweifeln. Nicht blos einzelne Zweige wollte er von dem Länder beschattenden Baume des Hierarchismus herunterhauen; er setzte die Axt kühn an die Wurzel, und drohte dem Wipfel. — Als der gute **Reuchlin** zuerst von **Luthers** großer Unternehmung hörte, rief er aus; „Gott Lob, nun haben sie einen Mann gefunden, der ihnen

ihnen so blutsaure Arbeit machen wird, daß sie mich alten Mann wohl im Frieden werden hinfahren lassen."

Aber auch diese Ruhe wurde dem guten Manne nicht zu theil. Der kurz darauf ausgebrochene Zwist des Schwäbischen Bundes mit Ulrich, der in einen Krieg ausartete, und das ganze Land in Aufruhr brachte, würde auch ihn seiner Freyheit und vielleicht seines Lebens beraubet haben, wenn ihn nicht der Sieger Herzog **Wilhelm** von Baiern gerettet, und nach **Ingolstadt** eingeladen hätte. **Capnio** begab sich dahin, hielt hier mit großem Beyfall und einem schlechten Gehalte Vorlesungen über die griechische und hebräische Sprache, hatte oft mehr dann dreyhundert Zuhörer, würde aber dem bittersten Mangel ausgesetzt gewesen seyn, wenn ihm seine Freunde nicht großmüthig unter die Arme gegriffen hätten. „Ich floh vor der Pest, — schreibt er an seinen **Pirkheimer**, — ich floh vor dem Schwert, möcht' ich auch dem Hunger entflohen seyn! . . . Dermalen bin ich nur ein halber Mensch, weil ich die Hälfte meiner Seele, meine theure Bibliothek zu Hause

lassen

lassen mußte, und nur mit einigen unbedeutenden Büchelchen, so weit es die Eile erlaubte, nach Ingolstadt flüchten konnte."

Die bissigen Mönche, da sie weder zu Rom noch in Deutschland mit ihren verderblichen Anschlägen gegen den **Unsrigen** weiter Gehör fanden, und zum Theil von ihren eigenen Innungsgenossen verlacht, und zur Ruhe gewiesen wurden, beschlossen endlich, mit ihm Friede zu machen. Sie sandten daher zween Bevollmächtigte im Jahre 1520 nach Ingolstadt ab: **Reuchlin** fand inzwischen nicht für gut, sich auf die vorgeschlag'nen Bedingnisse einzulassen. Er antwortete vielmehr, „daß er die Vollstreckung seiner Sache bereits dem tapfern **Franz von Sickingen** unwiderruflich übertragen, und ihm Vollmacht ertheilt habe, sie auf was immer für eine Art beyzulegen." . . . **Sickingen** war allerdings der Mann, einen Handel dieser Art kurz und gut abzuthun. Er rottete das Uebel mit der Wurzel aus; wandte sich gerade an den Papst, erhielt ein günstiges Urtheil für seinen Freund, wachte sträcklich über dessen Ausführung, und bewerkstelligte, daß Reuchlin

die

die Unkosten seines Prozesses im Maymond 1520 (so wie es vordem schon in Speyer ausgemacht und entschieden worden) in guten Goldsorten ausbezahlt wurden.

Kein Wunder, daß jetzt der Triumph der Reuchlinisten über den Sieg ihres Freundes alle Schranken zerbrach. Man pries und besang den geretteten, den siegenden, den lorbervollen Greisen im ganzen Vaterlande, und **Ulrich von Hutten** sang ihm zu Ehren ein eigenes Triumphlied:

„Waffne ihn Zevs! — sagt er darinn von **Hochstraten** — gieb Hörner seiner Stirne, seinen Fingern Krallen, daß seine Kraft so groß sey, als sein Zorn; er wird grimmiger als aufgejagte Löwen daherstürzen, wilder als der hirkanische Tieger, dem man abwesend seine wehrlosen Jungen geraubt hat; blutlechzend wie afrikanische Löwen und gähnende Schlangen wird er um sich beißen, und Gift aus seinem Rachen sprizen. Sprich von Gott und seiner heiligen Religion; sprich und schreibe über die ehrwürdigsten Dinge: mit Flammen wird er sich waffnen, Feuerflokken wird er gegen dich schleu-

schleudern: sey es wahr oder falsch, was du sagst, gerecht oder ungerecht; er schleudert dir Flammen. Ganz und gar ist er Feuer, und nährt sich von Feuer. Feuer seine Lunge, Flammen athmet sein Mund, alles brennt und lodert an ihm. Flammen sind seine Worte und Schriften; Feuer ist sein erstes Wort und sein letztes. — Zwölf Jünglinge vermochten es nicht, das Ungethüm in eiserne Ketten zu schlagen; Capnio alleine hat es gebändigt, ob es gleich doppelte Flammen sprühte. — — Die Feuerflammen des Cacus, die Schwefelströme des Aetna sind minder schreckbar als seine." So brach der ungestüme Hutten aus.

Sanfter hat Erasmus in seiner bekannten Apotheosi Reuchlini, die er seinen vertrauten Gesprächen einverleibte, die Sache seines Freundes geführt, und seine Freude über dessen herrlichen Sieg und unvergängliche Verdienste in den zärtlichsten und rührendsten Ausdrücken an den Tag gelegt.

Reuchlin wünschte nun Ingolstadt je eher je lieber zu verlassen, weil seine dasige Lage, wie wir gesehen haben, besonders für sein Alter beschwerlich

schwerlich und niederdrückend war. Da inzwischen die Wetter der Zwietracht und der Pest auch in Baiern ausgebrochen waren; da sein Vaterland durch Vermittlung Karls V. beruhiget war; so eilte er 1521. freudig nach Tübingen zurück, und beschloß, fern von Geräusch und öffentlichen Geschäfften, die wenigen Tage der Ruhe und seinen Lieblingsstudien zu weihen. Aber die Vorsicht wollte es anders; er sollte seine Laufbahn in dem schönen Berufe beschließen, dem er sich sein ganzes Leben hindurch unter so manchfaltigen Aufträgen, Geschäfften und Verfolgungen hingegeben hatte. Die Tübinger waren kaum von seiner Zurückkunft benachrichtiget; so ordneten sie Männer an ihn ab, die ihn auf ihre hohe Schule berufen, und ersuchen sollten, die philologischen Vorlesungen in ihrer Mitte fortzusetzen, die er zu Ingolstadt mit so viel Ehre und Erfolg angetreten hätte. Einem so ehrenvollen Rufe konnte er nicht ausweichen. Doch diese Beschäfftigung dauerte nicht lange; denn Reuchlin fiel in die Gelbsucht, ließ sich nach Stuttgart bringen, und starb daselbst 30. Jun. 1522.

1522. im sieben und sechszigsten Jahre seines Lebens. (*)

Auf welcher Periode von Reuchlins Leben unser Auge weilen mag, da finden wir Beschäfftigung für unser Herz, und Nahrung für unsern Geist. Ueberall macht der feste vaterländische und einfachschöne Karakter dieses Mannes unser Mitgefühl in eben dem Grade rege, als wir seinen großen und wohlthätigen Absichten und Bemühungen unsre Bewunderung und unsre Dankbarkeit nicht versagen können. Ueberall finden wir ihn als eifrigen Lehrer der Jugend und des Vaterlandes, als muthigen Verfechter der Wahrheit, als treuen Freund und liebevollen Hausvater.

Wenn er als eilfjähriger Bundesrichter, als Lehrer und Abgesandter neben seinen Berufs-

(*) Reuchlins Leben hat ein gelehrter Pforzheimer beschrieben, *Joan. Henr. Mai* Vita Joan. Reuchlini. Auch die Markgräflich-Badische lateinische Gesellschaft zu Karlsruhe hat bey ihrer Stiftungsfeyer Reuchlins Andenken erneuert. S. Elogium Joan. Reuchlini, auctore M. *P. J. Bruns* in Actis Soc. lat. Badensis inauguralibus, p. 169.-209.

rufsgeschäfften noch der Muse opfern, und Schriften ausarbeiten konnte, so machte er dieß durch die Einfalt seiner Lebensart, durch die haushälterische Genauigkeit möglich, womit er seine Zeit eintheilte, durch die leichte Geschwindigkeit, womit er arbeitete. Was er in der griechischen, römischen und hebräischen Litteratur geleistet habe, ist zu bekannt, als daß es einer weitern Ausführung bedürfte. Aber nicht nur die schöne Litteratur und die Sprachen hat Reuchlin aus der Dunkelheit gezogen; auch die Theologie hat sein stiller unbefangener Prüfungsgeist geläutert, so viel an ihm war, und gereinigt.

Seine sehr beträchtliche Bibliothek vermachte Reuchlin dem Stift St. Michael in seiner Vaterstadt Pforzheim, mit der ausdrücklichen Verordnung, daß sie in der dasigen Stifts- oder sogenannten Schloßkirche, in deren obern Chor er eine Zeitlang sein Auditorium gehabt, und wo noch jetzt sein Katheder und Bücherkasten zu sehen ist, zu jedermanns freyem Gebrauch aufbewahrt werden sollte. Die beyden nachher erfolgten Kriegszeiten vom

Brand und von der Plünderung der Feinde freygebliebenen Reuchlinischen Bücher wurden in die damalige fürstliche Bibliothek nach Durlach, und in neuern Zeiten in die nach Karlsruhe gebracht, wo sie noch jetzt als ein kostbarer Schatz aufbewahrt werden.

So viel sich **Reuchlin** durch seinen Geist und seine Gelehrsamkeit Bewunderung erwarb, so viel Liebe erwarb er sich durch seinen Karakter. Seine Gefälligkeit, seine Mäßigkeit, sein kluges, doch immer gerades Betragen bey Hofe, seine Offenheit und Herzlichkeit in geselligen Kreisen, seine Bereitwilligkeit und kindliche Einfalt, haben selbst viele seiner Feinde versöhnt, wenn sie in seine Nähe kamen. — Darum bejammerten ihn seine Freunde wie Brüder, als er dahin war, darum segneten und beweinten ihn die Armen und seine Schüler, mit blutigen Thränen, darum klagte das ganze Vaterland dem Sterbenden nach!!

Wie wahr ist es, was der treffliche Hutten von ihm singt:

Diesem

Diesem Manne zu Ehren, versammelte Bürger, ihm sollte
Ganz Germanien aufsteh'n, und wenn es könnte, aus einem
Mund' ihn grüßen:

„Willkommen! unsterblicher Greis sey willkommen!
„Unvergängliches Lob hat dein fester Muth und dein Eifer
„Meinem Namen erkämpft; durch deinen Geist ist's geschehen,
„Daß mich förder das Ausland keine Barbarin mehr nennet.
„Dankbar grüß ich dich jetzt, und dankbar umarm' ich dich, Theurer,
„Lohne dich dankbar, o Sohn, für deine ewgen Verdienste.
„Jede Krone des Kriegers, der mich durch Waffen befreyt hat,
„Nimm Unsterblicher hin; und leb' im Munde der Enkel!
„Jedes Alter jauchze dein Lob! du Rächer des Volkes,
„Sey uns innigst geseegnet, du Götterkohrener Sieger!
„Seelig die Mutter, die dich gebahr, der Vater ist seelig,
„Der dich der Welt, und mir — dem Vaterlande geschenkt hat." —

Also sollte Germanien jubeln, so preisen und singen.

II.

Uebrige Pforzheimer Gelehrte.

Zur Zeit der großen Umwälzung in der Kirche, die **Reuchlin** mit seiner Gelehrsamkeit vorbereitete, und **Luther** mit seinem Muthe ausführte, traten aus den Mauern Pforzheim's mehrere würdige Männer hervor, die zu dem großen Werke nicht wenig beytrugen. Ich erwähne hier nicht, daß und wie der Stolz des benachbarten **Bretten**, der sanfte und weise **Melanchton** in Pforzheim unter **Reuchlin** den ersten Grund in jenen Studien legte, worinn er nachher so groß ward: aber Namen von Pforzheimer Eingebohrnen, die sich als Gelehrte auszeichneten, darf der Chronist Pforzheim's nicht in der Nacht der Vergessenheit liegen lassen.

Johann Schwebel (*), gebohren zu Pforzheim 1490, studierte schon als Knabe die großen Schriftsteller der Griechen und Römer, und

(*) S. Mai Vita Reuchlini, p. 68. sqq. und den Entwurf einer Kirchen- und Religions-Geschichte des Herzogthums Zweybrücken. Hanau 1782.

und ward sehr früh in den heiligen Geistorden daselbst eingeweiht. Im Jahre 1514. ward er zu Straßburg zum Priester geordnet. Kaum hatte **Luther** 1517. zu Wittenberg jene Theses angeschlagen, die in kurzer Zeit eine andre Welt schuffen, so fieng schon zwey Jahre hernach (1519.) der kühne, neuerungslustige, feurige junge **Schwebel** an, zu Pforzheim ganz in **Luther's** Sinn und Ton zu predigen. Sein Lohn war — er ward aus seinem Vaterland verjagt. Wenn man in die Zeiten der Reformation zurücksieht, die Männer betrachtet, welche damals für Glaubensfreyheit stritten, stritten mit Hintansetzung ihres Vermögens, ihrer Bequemlichkeit, ihres Lebens; so sollte man glauben, daß eine höhere Vorsicht gerade für diese Zeit ein ungewöhnliches Maaß von Geistes- und Willenskraft in Umlauf gesetzt habe. Der kühne **Schwebel** fand einen noch kühnern, der ihn schützte: **Franz von Sickingen** wars, der Ritter ohne Furcht und Tadel, der alle Freunde **Luther's**, wie die seinigen, aufnahm. Durch ihn kam **Schwebel** (1523.) zu dem Herzog **Ludwig** II. von Zweybrücken: hier war ihm die Ehre aufbe-

 halten,

halten, der Reformator des ganzen Herzogthums zu werden. — Bey den damaligen Sektenreichen Zeiten kam Schwebel in Verdacht, sich mehr zum Zwinglianismus zu neigen: wenigstens ist in seinen Werken die sehr deutliche Stelle: mit Recht sagen etliche, daß der Leib und das Blut Christi unter dem Brod und Wein nicht seye, und wir verstehen die Worte Christi: das ist mein Leib! als hätte er gesagt: das bedeutet meinen Leib." Er hinterließ viele Schriften, und starb 1540. in einem Alter von fünfzig Jahren zu Zweybrücken, als der erste dortige Superintendent.

Schon im Jahre 1532. hatte Schwebel nach dem Tode Herzog Ludwigs II. dessen sechsjährigen Prinzen Wolfgang, seinen Landsmann, den gelehrten Pforzheimer, Kaspar Glaser, zum Lehrer beschrieben. Dieser Glaser, der seinem Wohlthäter mit Leib und Seele anhieng, ward nun nach dessen Tode 1540. der Nachfolger desselben als Superintendent zu Zweybrücken.

Zu gleicher Zeit machte sich ein anderer Pforzheimer, Bartholmes Westhemer (*), durch

(*) Jöchers Allgemein. Gelehrten Lexikon, Ausgabe von 1733. S. 1853.

durch seine Schriften und Lehren berühmt. Er wurde einer von den Reformatoren der Grafschaft Mömpelgart, worinn er zu Horburg lehrte und predigte. Nach **Reuchlins** Beyspiel vermachte er der Stadt Pforzheim seine Bibliothek; von hier aus wurde selbige im vorigen Jahrhundert in die fürstliche Bibliothek nach Durlach, und dann nach Karlsruh gebracht.

Nikolas Gerbel, gleichsfalls von Pforzheim, ein Schüler **Reuchlins**, ward 1508. zu Tübingen Magister. Das Lieblingsfach, worinn er arbeitete, war Geschichte; wozu seine tiefe Kenntniß der römischen und griechischen Sprache ihm von wesentlichem Vortheil war. Er starb in einem hohen Alter zu Strasburg 1560. als Doctor der Rechte, in demselben Jahr, worinn auch der sanfte **Melanchton** zu dem kühnen feurigen **Luther** in's Reich der Todten hinabstieg. (*)

Ohngefähr fünfzig Jahre nachher ward zu Pforzheim (1652) der Geschichtsforscher **Johann Burkhard May** gebohren. Er studierte zu Wittemberg unter dem berühmten

(*) Mai Vita Reuchlini, p. 85-89.

Schurzfleisch, in dessen Hause er sich sechs Jahre lang aufhielt. Darauf ward er zu Frankfurt am Mayn Informator einiger jungen Edelleute, und verdiente sich zugleich als Korrektor in einer dortigen Druckerey Geld. Von hier gieng er nach Giessen, bis er endlich von dem Markgrafen Friederich als Professor der Beredsamkeit und Bibliothekar nach Durlach berufen wurde. Aber bald brach der verheerungsvolle französische Krieg aus. Hier erfuhr **May**, daß **Wissen** seinen **Werth** hat. Die französischen Feldherren, Herzoge von **Maine** und **von Auvergne** sahen das ganz leere markgräfliche Münzkabinet. **May** erzählte ihnen haarklein, was alles in den Fächern desselben enthalten gewesen. Sein Lohn war, daß seine Bibliothek von der Plünderung verschont, und er selbst unter französischem Geleit nach Strasburg gebracht wurde. Im Jahr 1692. ward er an des bekannten Polyhistors **Morhof** Stelle Professor der Beredsamkeit, und Geschichte zu Kiel. Er starb 1726. berühmt auf die Nachwelt durch mehrere Schriften voll Gelehrsamkeit. (*)

(*) Jöcher's Allg. Gelehrten Lexikon, Ausgabe von 1751. Th. 3. S. 64.

Sein Bruder, Johann Heinrich May, war 1653. gleichfalls zu Pforzheim gebohren. Er studierte erst daselbst, dann zu Wittenberg, that hierauf gelehrte Reisen, und lehrte zu Leipzig, Wittenberg und Strasburg mit Ruhme die morgenländischen Sprachen. Der Pfalzgraf von Veldenz ernannte ihn zu seinem Hofprediger; nachher ward er zu Durlach Prediger, zu St. Stephan, und Professer der hebräischen Sprache; hierauf in gleicher Absicht Professor zu Giessen, und endlich daselbst Professor der Gottesgelahrheit, Superintendent der Marpurg-Darmstädtischen Kirchen, Konsistorialassessor, Ephorus der Stipendiaten und Pädagogiarch. Er starb 1719 (*). Unter seinen vielen Schriften, die seinen Namen bey den Nachkommen erhalten werden, ist uns keine merkwürdiger, als Reuchlins Leben, worinn er aus Liebe für seine Vaterstadt Pforzheim alles zusammentrug, was von deren Ursprung und Schicksalen bey seiner vielseitigen Belesenheit ihm bekannt war, und dem ich, wo ich keine nähere Quellen vor mir hatte, als meinem Leitfaden gefolgt bin.

Noch

(*) Jöcher's Lexikon, Th. 3. S. 66.

Noch verdient hier ein würdiger Mann, mein Lehrer, der ehmalige Prorektor zu Pforzheim, **Berchtold Deimling**, Erwähnung. An Gabe lichtvollen, von selbst in die Seele sich einschmeichelnden Unterrichts, an Heiterkeit und Ernst, je nachdem die Umstände es foderten, an dem herzlichen Eifer Gutes zu wirken, und an allen Fähigkeiten dazu, wich er keinem Lehrer. Er wirkte in stillem engem Kreise; aber hätt' es das Schicksal gewollt, so würde er mit gleichem Anstand eine viel größere Sphäre ausgefüllt haben. Seine Gedichte, **der indianische Weltweise** und **der Sänger auf dem Schwarzwalde** verdienten bekannter zu seyn, als sie es unter einer Nation können, die auf jeder Messe neu ausgebrütete Dichterlinge wie Heuschrecken umschwirren. Wie Horaz um Quintilen trauert, so möcht' ich's um ihn, wenn ich, wie jener, mir zutrauen dürfte:

ein Denkmaal zu errichten, dauernder als Erz
und höher als der Pyramiden stolzer Bau,
das kühnlich trozt des Sturmes wildem Schlag
und deinem Zahn, Zeit! Allverschlingerinn!

12.

Die Pforzheimer fechten für ihren Glauben.

1601 - 1604.

Nachdem der gewaltige Mann Martin Luther den Thron der päpstlichen Hierarchie in seinen Grundtiefen erschüttert hatte, und der Reformationsgeist — so wie jetzt der Revolutionsgeist — immer weiter um sich griff, ein Theil wie Vögel auf der Leimruthe am Alten klebte, ein anderer nach edler Freyheit rang, noch ein anderer

das Kindlein sammt dem Bade

ausschüttete; da gieng's in Deutschland zu, wie zu Butlers Zeiten in England —

man stritt für Frau Religion
wie für die Hur ein Bacchussohn,
und kannte sie doch nicht!
man flucht und schwur bey Seel und Leib,
sie sey ein gut und trefflich Weib;
und kannte sie doch nicht!!

Tödtlicher haßten Katholiken und Protestanten sich nicht, als unter den letztern die Anhänger

hänger Luther's und Zwingli's. Auch ein Theil der Markgrafschaft Baden litt unter diesen Händeln, und — zum Unglück legten sich Fürsten drein. Wohl freylich nicht in moralischem, aber doch in politischem Sinn ist's eine der schönsten Seite eines Fürsten, wenn seine Handlungen nie nach der oder jener Religion riechen; denn er soll alle ertragen, wie Gott. Wenn Kästner in einem (so viel ich weiß noch ungedruckten) Epigramm von Friedrich dem Großen sagt:

„der Preußen Königreich ist Luther's Glauben treu,
die Kurmark Brandenburg pflicht Zwingli's Lehren bey,
dieß setzt das Staatsrecht außer Zweifel;
doch was der König glaubt — das weis der Teufel."

so ist dieß, wenn man Friedrichen als König betrachtet, gewiß mehr Lob als Tadel. Aber die Friedriche sind in dieser, so wie in allen andern Rücksichten, allzuselten. Der Markgraf Ernst Friedrich war am Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts von der lutherischen zur reformirten Religion übergetreten. Es wurde in dem Dorfe Staffort, etwa zwey Stun-

Stunden von Karlsruh, woselbst damals ein Schloß der Markgrafen von Baden stand, im Jahre 1599. das bekannte sogenannte Stafforter Buch (liber Staffortensis) geschrieben, und im Schlosse des Fürsten gedruckt; darinn nach damaligem Brauch und Ton diejenige „erhebliche wohlfundirte Motiven, welche Ihre Fürstliche Gnaden bis daher von der Subscription der Formulæ Concordiæ abgehalten, sammt Ihrer Fürstlichen Gnaden Confession und Bekanntnuß über etliche von den evangelischen Theologen erweckte streitige Artikel" enthalten waren. Dem eifrigen Fürsten schien dieß sogenannte Stafforter Buch der nächste Weg in's Himmelreich; aber die lutherischen Gottesgelehrten erklärten es für ein wahres Höllenstück. Es ist — schreibt **Leonhard Hutter** — nichts anders, als ein Auskehrigt und Quodlibet von allerhand Abscheulichkeiten, welche die Sakramentirer zu Staffort ausgebrütet haben. Nichtsdestoweniger befahl Markgraf **Ernst Friedrich** allen Geistlichen, nach dem Inhalt des Stafforter Buchs zu predigen, und gab seinen weltlichen Beamten auf, darüber besten Fleißes zu wachen.

So

So standen die Sachen, als 2. August 1601. der Superintendent **Benedict Ungerer** zu Pforzheim, indem er gerade das Evangelium von den falschen Propheten zu erklären hatte, auf einige Lehrer, welche, ihrem gnädigsten Fürsten und Herrn zu unterthänigster Folge, kalvinistisch geprediget hatten, weidlich stichelte. Der Obervogt **Johann von Münster**, welcher der Predigt beywohnte, seines erhaltenen Befehls eingedenk, fuhr in der Kirche selbst gegen Ungerern heftig los, und drohte den Pforzheimer ächtlutherischen Predigern sammt und sonders „daß er sie in der Religion zu Schanden machen, oder ein Hundsfott seyn wolle." Hätte der würdige Kavalier Gellerts Fabeln gelesen gehabt, so hätte er sie vielleicht gar mit einem poetischen:

Ihr Flegel, die ihr alle seyd,
euch Eseln geb ich den Bescheid,
ihr sollt durchaus kalvinisch lehren.

begrüßt. Vergebens beschwerte sich Ungerer bey dem Fürsten; nicht nur er, sondern auch der Diakon der Stadtkirche, der Hospitalprediger und Pfarrer in der Altstadt, wurden ihrer Stellen entsetzt. Schrecken des Todes kamen

men über die Pforzheimer Bürgerschaft; sie glaubte sich und ihre Nachkommen in der Gefahr ewiger Verdammniß zu sehen; wenigstens bathen sie um Erlaubniß, an die Stelle der entsetzten Geistlichen andre geübte Männer aus der obern Markgrafschaft, oder aus dem Herzogthum Würtemberg berufen zu dürfen. Indeß blieb die Stadt ohne Seelsorger; die Sterbenden ohne jenen Trost, der in den letzten Stunden so wohlthut, und die Kinder ohne Taufe. Endlich rollte (30. August 1601.) eine Kutsche in Pforzheim ein, die den Statthalter Wilhelm Peblis mit drey reformirten Geistlichen brachte. Der Rath und die Bürgerschaft wurden auf's Rathhaus zusammen berufen; man stellte ihnen ihre neuen Seelsorger vor, und wollte sie mit Gewalt zu deren Aufnahme zwingen. Aber alles in Pforzheim gerieth darüber in Aufstand. Die Bürgerschaft bath den Fürsten auf's dringendste um evangelische Prediger — vergebens. Man predigte ihnen den Grundsatz: jedermann sey unterthan der Obrigkeit; ihre Beschwerden blieben unbeantwortet. Die Bürger nahmen daher den Kammergerichtsadvokaten Doktor

Peter Eberz, der damals sich in Pforzheim befand, zu ihrem Sachwalter an, und schwuren unter freyem Himmel, auf öffentlichem Markt, einen Bund, lieber zu sterben, als ihr Augsburgisches Glaubensbekenntniß sich entreissen zu lassen. Sie ließen, damit nichts einzeln, sondern alles im Namen Aller geschähe, ein besonderes Siegel, mit dem Symbol der Auferstehung und der Umschrift: **Eintracht der Pforzheimer** (Sigillum concordiæ phorcensis) stechen. So handelten die Pforzheimer, gewiß um nichts unentschlossener, als die alten edeln Helvetier.

Sie schickten (11. Septbr. 1601.) ihre Eidesformel, ihr Siegel und einen Aufsatz über die Ursachen ihrer Verbindung an den Markgrafen **Ernst Friedrich** nach Durlach in sein Schloß Karlsburg — sie erhielten keine Antwort: sie wählten zugleich, um allen Unordnungen oder Zögerungen vorzubeugen, einen Ausschuß, und wandten sich an ihren künftigen Erbherrn, den edelmüthigen Markgrafen **Georg Friedrich**, um dessen Beystand in ihren Religionsbedrückungen zu erbitten.

ten. Georg Friedrich lobte sie schriftlich ihres Muthes und ihrer Festigkeit wegen, mahnte sie zur Bescheidenheit, und versprach ihnen im Nothfall seine Hülfe.

Ein falsches Gerücht vermehrte indeß die Besorgnisse von beyden Seiten. Den 17. September kam die Nachricht nach Pforzheim, daß eine große Zahl Kriegsknechte auf dem Wege sey, um in der nächsten Nacht durch das Schloß zu Pforzheim einzudringen, und die Stadt zu überrumpeln: mehrere Kaufleute, die aus der Frankfurter Messe zurückreisten, und gegen Abend nach Pforzheim kamen, wollten daselbst nicht übernachten, unter dem Vorgeben, daß in dieser Nacht die Stadt überfallen werden würde. Sogleich gerieth alles in der Stadt in Bewegung; die Bürgerschaft wurde von Zunft zu Zunft zur Ergreifung des Nothgewehrs aufgerufen; man verstärkte nicht nur die gewöhnlichen Wachten, sondern stellte noch an mehrern Orten heimliche Spähwachten aus. Endlich nach Mitternacht zeigten sich bey dem großen grausigen Wald, der vor Pforzheim gegen Durlach hinliegt, der Klaffnert ge-

nannt, einige Fackeln, die immer näher und näher gegen Pforzheim anrückten. Die Späh-wachten in dieser Gegend eilten nun sogleich der Stadt zu, mit der furchtbaren Kunde, daß eine Kriegsschaar gegen Pforzheim im Anzug, und nicht mehr fern sey. Wie der Schrecken der Ueberraschung alles vergrößert, so scholl es unmittelbar darauf in der ganzen Stadt, daß schon 400 Mann in's Schloß eingelassen worden, und die letzte Noth vorhanden sey. Der wackere Mann D. Ebertz hieng nun die Trommel, die man Abends zuvor wegen besorgten Ueberfalls aus Vorsicht in seine Wohnung gethan, an den Arm, und schlug selbst in den Straßen herum Lärm, bis endlich der Stadttrommler zu ihm kam, und in den übrigen Straßen fortschlug. Blitzschnell sammelten sich die Bürger in voller Rüstung auf dem Markte, schickten einen Haufen von 100 Mann vor's Schloß, und foderten dessen Oeffnung. D. Ebertz, der Feder und Degen gleich gut handhabte, führte sie selbst vor's Schloß. Gar demüthig erschien des Amtskellers Schreiber, und öffnete es. Die Bürger bildeten eine starke Wagenburg um das Schloß und

um

um die Stadt. Sie hielten dort Wache, bis an den Tag, mit dessen Anbruch die ausgeschickten Kundschafter mit der Nachricht zurückkamen, daß sie weit herum nichts von Kriegsknechten vermerkt hätten, sondern daß nur Wolf Dietrich von Gemmingen Tags zuvor zu Durlach gestorben, und deswegen zwey Bothen in der Nacht abgefertigt worden, und dieses seyen eben die gewesen, welche von fern die Spähwacht mit Fackeln gesehen haben.

Die Bürger von Pforzheim giengen nun beruhigt wieder auseinander, und veranstalteten, daß von dem ganzen Vorgang dem Markgrafen unter hinlänglicher Entschuldigung Nachricht gegeben wurde.

Der Markgraf glühte von Unmuth, als er diese Nachricht erhielt. Sogleich (18. Septbr. 1601.) berief er seine Räthe zusammen, und erfoderte unter folgender Anrede, deren Gutachten:

"Ihr, meine verordnete Räth, wißet euch in guten Angedenken zu entsinnen, daß Wir aus angebohrner Christlichen Eiferung alle unsere Beflißenheit anhero dahin verwendet, daß neben

unserer von Gott anbefohlenen Beherrschung, die aus sonderbaren Erleuchtung Gottes, uns anscheinende Religion, auch bey den Unterthanen, durch heilsame ersprießliche Mittel früchtlich erbauet, und auf die Posterität fortgesezt werden möchte. Ob wir nun wohl hierinn die Müglichkeit angewendet, und alles mit höchstem Befliß berathschlagen, und der Würklichkeit befehlen laßen, hat sich doch über unser Versehung, der Anfang etwas ungleich und zuviel widrig, bey den ungeschlachten Pforzemern ereuget. „Gestaltsame wir deßen von unserm Stadthalter und dem Lakayen Reicharden umständlich avisiert und so fern verstendigt worden, daß gedachte Pfortzemer nicht allein unsere Abgeordnete höchlich verlacht, sondern auch ganz aufrühirscher Weiß in ihren Rüstungen sich befunden, ꝛc. Da ist nun die Frag, was Gestalt wir die Pfortzische Bürgerschafft, wegen dieser Verbrechung anzusehen, und ob wir nicht, Innhalts der peinlichen Halßgerichts-Ordnung, gegen ihnen, als Aufrührern, zu verfahren befugt? Darauf wollt ihr euer Meynung unterschiedlich eröffnen.“

Folgende

Folgende waren nun die Gutachten der Geheimenräthe des Markgrafen. Sie sind allzu naif, um hier nicht von Sylbe zu Sylbe eingerückt zu werden. Zuerst sprach der erste Geheimerath und Statthalter

Wilhelm Peblis:

„Gnädigster Fürst und Herr! Ich hab zu Pforzen gesehen und erfahren, daß ich nicht mehr hinbegehr, sondern bin endlich entschloßen, sie all miteinander, mit Weib, Kind und Gesind, peinlich zu beklagen, wie ich dann ihrem Burgermeister gut teutsch zugeschrieben. Sie haben mich und die gute ehrliche Prediger, samt dem Obervogt biß in's Schloß hinein, ausgelacht. Und ist nicht ohn, wann ich Herr über sie wär, und Niederländer an der Hand hätt, die Stadt zu besezen, daß ich ihnen die Köpf, wie die Krauthäupter, 'rabheben ließ. Es ist aber eben um das zu thun, daß die Stadt allerdings zu grund und zu scheitern gieng, und Euer Fürstlichen Gnaden jährlich Einkommen daselbst zurückbliebe, dann sie sind alle über ein Leist geschlagen, und nicht wohl müglich, sie müßen Verführer haben. Und sonderlich vernimm ich,

 daß

daß D. Evertz sie öffentlich, wie von der Kanzel, tröst und vermahn, dann er ist ein überaus arger Fuchs. Wär gut, daß man dergleichen Gesellen etlich haben könnte, und ihnen die Köpf wegbuzte, würden sich die andern dran stoßen, es müst drum eben nicht heißen, daß es, der Religion halben, geschehen, sondern wegen der Aufruhr. Wann wir's hätten, müsten sie wohl schwäzen, was wir wollten. Und wär' auch gar gut, daß die Bürgerschafft trennt würde, sonst werden wir wenig ausrichten. Wann der Sacraments Doctor nicht wär, wüsten die Bürger nicht, ob Conz oder Benz im Religionfrieden begriffen, oder wie ihnen geschoren würd, darum ist hoch von nöthen, daß man ihn fortmustere, und den Bürgern verbiet', daß sie nichts mit ihme zu schaffen haben. Ich vernimm, Er red' öffentlich wider die Kalvinisten, da doch Euer Fürstliche Gnaden gut teutsch verbotten haben, daß man sie im ganzen Land nicht nennen soll. Sonst wär' auch nicht unrathsam, man trachtete nach Niederländern, die man allgemach zu Pfortzheim einschleichte, und gäb' denselben ein Kirchen ein, müßten die andern alsdann wohl hernach." —

2) Johann

2.) Johann von Münster.

„Ich bin zwar von Euer Fürstlichen Gnaden zu dem End gen Pfortzen erfordert, daß ich die reine Lehr dahin pflanzen und den alten Lutherischen Sauerteig ausfegen soll, hab auch biß anhero mein bestes gethan, und nicht allein in der Kirchen auf die Prädicanten fleißige Achtung geben, ob sie sich irgend wider Euer Fürstlichen Gnaden Mandat vergriffen, und die Calvinisten nenneten, sondern auch sonst etlich Tractetlin unserer Lehr distribuirt, und mich gegen männiglich freundlich erzeigt, und vermeynt, etliche Seelen zu erhalten. So sind aber die Herrgotts Pfaffen so behutsam, daß ich sie nie recht erwischen können, wie ich gern gewollt hätt', und befind auch die Bürger gar halßstarrig, wie sie dann bey jüngster Präsentation im Werk erwiesen, und sich so unsinnig, toll und thörigt erzeigt, daß dergleichen weder bei Türken noch Heyden erhört worden, wie ich dann an ein Geistlichen zu Brüssal formaliter geschrieben, und aus meinem *Stobæo* ferners erweisen könnte. Ich hab beynah ein ganze Grafschafft, als ich zu Wid Amtmann war, bekehrt, und die Sacraments Pfortzemer kann

 ich

ich nicht rumbringen. Und bin eben auch der Meynung, daß sie von andern müßen verhezt werden. Dann unser Lehr und Bekänntnis nicht wider die Vernunfft, daß sie von ihnen sollte sogar streng verworffen werden. Und ist nicht ohn, daß Doctor Ebertz nicht wenig Schaden gethan. Bin auch lang drauf umgangen, wie ich ihne ohnvermerkt aufheben könnte, zu dem End ich dann etlich mal ihm meine Pferd zu leyhen schrifft- und mündlich anerbotten, und vermeynt, er sollt sich damit naußlassen, muß aber dafür halten, der Laur hab es gemerkt. Ich hab ihm allbereit vor 10. Tagen das Urtheil gefällt, und zu einem guten Freund in meiner Studierstuben, als D. Ebertz den Markt raufgangen, gesagt: Ich sihe diesem Doctor den Kopf wakeln. Und wär ihm beßer, weil er ohne das ein Fremder ist, man führ ihm allein fort, dann daß man die Bürger peinlich verfolgte. Dann man das ganz Werk von der Religion abwenden, und damit dieselb nicht verdächtig werd, auf ihn allein drehen könnte, und krähete kein Hahn darnach, würde auch kein Fürst oder Herr um seinetwillen ein Sattel auflegen. Beyneben auch diß zu bedenken, wann man mit der peinlichen Schärffe auf die Bürgerschafft drin-

gen sollt, daß ihrer viel ausreißen, oder sich samtlich unter fremden Schuz und Schirm begeben, und kein Zoll, Steuer oder Schazung mehr geben würden. Darum wär immer beßer ein Mensch, als das ganze Volk. Mich für mein Person haben sie also geschabernakt, daß ich nicht mehr zu ihnen begehr. Der Teuffel sey ihr Vogt, ich nicht."

3.) Jost Reuber.

„Es erfordern diese Sachen ein sehr wichtiges und scharfes Nachdenken, und sonderlich ein Nothdurfft, daß man sich der Reichs Handlungen; unser Religion betreffend, erinnere. Dann biß auhero viel gute Leut daran gewesen, wie doch der Lutherisch Irrthum von der Augspurgischen Confeßion getrennt, und hingegen unsere reine Bekänntnis hineingespikt werden möchte. So weiß ich mich auch zu entsinnen, daß die unserige Anno 76. durch D. Culman, D. Hartlieben, und andere, Kayserl. Majestät fürtragen laßen, daß der Religionfried auf einer jedern Oberkeit selbst Unterthanen *reciproce* zu verstehen sey, dergestalt, daß wann ein Oberherr seine Unterthanen in hergebrachter Religion verfolget oder hindert,

solches dem Religionfrieden entgegen, und die Unterthanen über ihren Willen zu weichen oder zu migriren, nicht verbunden seyen. Wie dann deswegen allerhand Motiven dabei eingeführt werden. Derowegen will es sich nit thun laßen, daß man die Pfortzemer gleich für Aufrührer halt, oder als Aufrührer verdamme, sonst würden wir solche Schärffe des Rechts, aufzutragende Fäll, auch wider unserer Religion Unterthanen, die sich irgend widersezten, gelten laßen müßen, und dadurch die Glaubensgenoßen in Frankreich und Niederland selbst zu Aufrührern machen, da sey Gott für. Drumm, wer nicht will, den laß man fahren, und trachte indeßen nach gelindern Mitteln. Es ist ganz Pfalz von dem Lutherischen Sauerteig, ohn' einig Blutvergießen reformirt worden. Man hat es aber etwas subtiler angriffen, und nicht gleich drein gefallen, wie der Hagel in die Häfen. Hätte man zuvor etliche Pfortzemer *ad partem* bekehrt, und dieselben angestifft, daß sie um ein Pfarrer der Reformierten Religion anhielten, wär es beßer abgangen, und nach und nach unsere Lehr den Bürgern selbst nicht mißfallen. Und ist zu bedenken, daß wir ohn das ein breiten Fuß im Reich haben, und

noch

noch nicht über den Zaun sind, daß wir gleich trutzen wollten. Fein langsam geht man auch weit. Wann man Hühner fangen will, muß man mit den Prügeln zu Hauß bleiben.

Was D. Evertz Person belangt, weil Er mir etwas verschwägert, will mir nicht wohl gebühren, meine Meynung zu interponiren, möcht nicht schaden, daß man seine schrifftliche Verantwortung, ehe man ihn fänglich annähm', begehrte, damit es uns nicht mit Ihm ergang, wie mit D. Nörtlingern. Es last sich bald ein Sach anfangen, aber langsam enden. Und wird bey vielen ein seltsams Ansehen haben. Und weiß Ihne für sein Person also beschaffen, daß Er nichts würde dahinten laßen. Die übrige Motiven sind in meinem schrifftlichen Bedenken, der Länge nach, ausgeführt, dabey laß ich's bewenden."

4.) Johann Ruprecht Tischelin.

„Ich laß mir D. Reubers Bedenken gar wohl gefallen, und weiß demselben nichts ferners zu addiren. Das Landvolk ist durchaus Lutherisch, sollte man zu scharf verfahren, dörfft wohl ein gemeiner Auflauf verursacht, und das lezt ärger, als das erst werden. Und wohl zu erachten, daß

die

die Unterthanen zu solchem desto müthiger, weil sie wißen, daß Ihr Gnädiger Landsfürst und Erbherr, Marggrav **Georg Friederich** gut Lutherisch ist, und sie in der Noth nicht verlaßen würde. Euer Fürstliche Gnaden haben das Ihrige gethan, und sind für Gottes Angesicht entschuldiget. Wer nicht will, den laß man fahren."

5.) Jacob Commali.

„Ich bin ein Welsch Mann, versteh der Sach nicht; was Euer Fürstliche Gnaden glauben, das glaub ich auch. Man spürt wohl aus der Pfortzemer Hallstarrigkeit, daß sie nicht erwählt sind, drum hilfft nichts an ihnen. Was will man sie dann viel in diesem Leben plagen, sie werden ihr Plag wohl dort finden. Ich glaub nicht, das weit und breit ein Stadt sey, da sogar kein Erwählter, als wie zu Pfortzen, dann sich nit ein Einziger bekehren wollen. Drum wollt ich mich nicht viel über sie erzürnen, und mir selbst am Leib Schaden thun. Es hilfft wahrlich nichts. So wenig wir werden die Aussäzigen reinigen, so wenig werden wir die Pfortzemer Hugenottisch machen, Gott sey mit uns allen. Amen."

Endlich sagte

6) Carl

6.) Carl Paul.

„Mir beliebet D. Reubers Meynung ganz wohl, und hat man sich dabei in Pfalz nicht übel befunden, sonderlich aber will rathsam seyn, daß man der Religion nicht gedenk in den Befehlen, sondern, wo immer müglich, alles auf das Politisch ziehe. Dann sonst, wann andere hören sollten, daß die ganze Stadt Pfortzen sich unser Religion widersezt, hätt' es gleich das Ansehen, als wann unser Bekänntnuß nicht recht wär, und sieht ohne das der gemeine Mann mehr auf das äußerlich, als auf den rechten Grund. Möchten dardurch auch gar bald mit den Pfortzemern in die gehäßige Disputation gerathen, ob wir im Religionfrieden begriffen, oder nicht, sonderlich wann sie Euer Fürstliche Gnaden vor den Austrägen convenirten. Uud dann für's Ander. Wann gleich die Pfortzemer im Grund für keine Aufrührer zu halten, so wollt ichs doch also nennen, und ihnen mit der peinlichen Halßgerichtsordnung drohen, dann die Einfältigen verstehen es nicht, und kann dardurch gar bald ein Trennung unter ihnen selbst verursacht werden. Und würden es demnach bey sich nicht für ein Unschuld ihrer Handlung,

sondern

sondern vielmehr für ein gnädige Erlaßung der Straf halten, und hinfüro etwas geschlachter werden. Und weil man mehr mit Bedrauen, als mit gelinden Worten bey ihnen ausrichten möchte, hielt ich es für rathsam, daß ein Paar Soldatische Gesandten, und nichts Pfäffischs, zu ihnen abgeordnet würden, die eben sobald mit ihnen schmißen, als freßen. Möcht der gemein Mann viel ehe bewegt, und das Volk selbst getrennt werden."

Das Conclusum war, daß der Markgraf den Hauptmann **Karl von Schornstetten** und den Leutnant **Heinrich Weinschenk** nach Pforzheim schickte, um die Bürger vor sich zu fodern, und zur Entsagung ihres einander geschwornen Eides zu vermögen; allen, die davon abgehen würden, sollte verziehen, die übrigen hingegen nach der Strenge der peinlichen Gerichtsordnung bestraft werden. Vergebens suchten die Bürger eine Abschrift des fürstlichen Befehls zu erhalten; doch versicherten sie, der Hauptmann **von Schornstetten** bey adelicher Treue und Glauben, und der bürgerliche Leutnant **Weinschenk** bey Teufelholen,

daß

daß ihnen kein weiterer Eintrag in ihre Religion geschehen, und D. Ebertz sicher Geleit und Frieden haben sollte. Allein, als dieser letztere auf das Rathhaus zu ihnen kam, so erklärten sie ihm ohne weiters, daß er ihr Gefangner sey, und alle schriftliche Verhandlungen, so wie das von der Bürgerschaft zusammengeschossene Geld, herausgeben sollte. Auch wollten sie ihn, um bey dem Markgrafen selbst Audienz zu haben, nach Durlach führen lassen. Vermuthlich hätte dort der Geheimerath Wilhelm Peblis votirt, daß man ihm ohne weiters den Kopf, wie ein Krauthaupt 'rabheben sollte. Ebertz merkte das Ding, und sprang unversehens zur Rathsstubenthüre hinaus. **Von Schornstetten** erwischte ihn noch bey der Stiege am Aermel, konnt' ihn aber nicht mehr zurückreissen, und rumpelte mit ihm die Stiege hinab. Der Leutnant **Weinschenk**, der auf dem Absatz stand, den die Stiege in der Mitte hatte, beugte Ebertz Kopf unter seinen Arm, verstopfte ihm den Mund, und hielt ihn bey der Gurgel. Indem kam ein Bürger, seines Handwerks ein Wollenkämmer, mit einer kleinen Axt herbey, und rief zornig: „ihr tausend

 saker-

sakerment, heißt das Geleit und Frieden gehalten?" und schwang aus Leibeskräften seine Axt. Oben herab zogen aber zwey Kriegsknechte des Hauptmanns vom Leder, hauten nach dem Bürger, und stachen auf den D. Ebertz. Während dieses Gefechts kam ein Schreiner, Hanns Eichelin, durch seine vorigen Dienste des Kriegswesens kundig, rückte mit einer Hellebarde auf die beyden Offiziers an, machte dadurch, daß Ebertz Kopf aus Weinschenks Arm loskam; und mit einem Sprung warf sich nun Ebertz die Stiege herab. Ganz Pforzheim gerieth darüber in Grimm: die Bürgerschaft drängte sich in voller Rüstung auf dem Markt zusammen; die Offiziers waren nun im Rathhause blockirt, und man rief ihnen zu, daß sie als Schelmen gehandelt hätten. Ebertz, nachdem er zuvor auf offenem Markt eine Rede an die Bürgerschaft gehalten hatte, verließ auf deren Rath nun Pforzheim, und wurde von ihnen mit gewaffneter Hand bis in's Würtembergische begleitet.

Die Sachen in Pforzheim selbst blieben nun bis zum Jahr 1604. ohne weitere Entscheidung.

scheidung. In diesem Jahr wollte Markgraf **Ernst Friederich** endlich mit Gewalt die Pforzheimer reformirt machen. Er nahm eine Schaar seiner Kriegsleute, die er mit bewaffneten Bauern verstärkte, und zog damit in eigner Person (14. April 1604.) von Durlach gegen Pforzheim an. Betäubung und Grimm erfüllten Pforzheim bey der Kunde von des fürchterlich erzürnten Fürsten Anzug: die Bürger befestigten die Thore mit Wagen, und allem, was man zusammenbringen konnte, mit dem festen Entschlusse, für ihren Glauben das Aeußerste zu wagen. Aber eine höhere Hand lenkte es anders. Auf halbem Wege zwischen Durlach und Pforzheim befiel den Markgrafen ein Steckfluß, woran er zu **Rennhingen** starb. Sein Leichnam ward nach **Pforzheim** gebracht, unter manchfachen Anmerkungen der dortigen Bürger über die Hinfälligkeit aller menschlichen Plane, und wie oft, wenn alles verloren scheine, eine höhere Vorsicht durch einen Machtspruch für die gute Sache entscheide. (*)

(*) Von den gedachten Religionsunruhen in Pforzheim handeln auch *Imhof.* Notit. procerum L. IV.

Tiefer Friede ruh' auf deinem Grabe,
irregeführter, hingeraffter Mann!
und am großen Auferstehungsmorgen strale
all ergebend dich der Richter an.

13.

Die vierhundert Pforzheimer Bürger, oder die Schlacht bey Wimpfen. (*)

6. Mai 1622.

Mehr als Ein deutscher Kaiser hatte den großen Plan getragen, Deutschlands Freyheit sich zu unterwerfen. Im sechszehnten Jahrhundert

L. IV. Cap. 8. *Joan. Val. Andreæ* Hist. ecclesiast. T. I. L. I. Cap. 3. Das vollständigste aber enthält D. Eberz eigene Ausführung unter dem Titel: Beständiger, wahrhafter Bericht, Erklärung und Defensions-Schrift Herrn Peter Eberzen, wider die neue Staffortische Calvinisten und Zwinglianer, betreffend die fürgefallenen Religions-Handlungen mit der Stadt Pforzheim. Mit Bewilligung des Auctoris nachgedruckt 1603. 4to.

(*) S. D. Posselt's Volksrede, dem Vaterlandstod der vierhundert Bürger von Pforzheim geweiht. Karlsruhe 1788.

hundert wäre dieß beynahe Karln V. gelungen; und noch näher an der wirklichen Ausführung stand im siebenzehnten Jahrhundert in dem schaudervollen dreyßigjährigen Kriege Ferdinand II. Schon irrten die gewaltigsten Fürsten Deutschlands, vom Blitzstral der Reichsacht getroffen, als Verwiesene in allen Ländern umher. Ihm selbst war ein Feldherr, **Albrecht von Wallenstein**, eben so groß als einzig, den nur das Niegewohnte, Nieerlaubte, Ungeheure reizte; wahnsinnig begünstigt vom Glück, weil er jeder Tugend trotzte; wenn der Ewige im Himmel einer Welt zürnt, und seinen Grimm wie eine Sturmwolke über sie herwälzen will, das unübertreffbare Werkzeug in seiner Hand; bey dem die Tugend nur der Schatten war, um das Laster desto glühender ins Licht vorzudrücken; der alles Unermeßliche wollte, weil er's konnte, und konnte, weil ers wollte; der vom Staube der Niedrigkeit zur höchsten Staffel der Ehre wie in einer Entzückung emporgerissen, droben stand ohne Staunen und ohne Wanken, als stünd er ein Jahrtausend da; mit dem Uebergewicht seines Geistes unerträglich drückend auf Freund und

 Feind;

Feind; ein Blitzstral in seiner Faust, aber dessen Masse zu groß und zu unbändig war, um nach vorgezogenen Linien zu treffen, der hie und da und dort niederschlug, und zuletzt, wie alles lag, gegen seinen Herrn zuckte. Stolz wehten schon über den Fluten der Ostsee die Wimpel Ferdinand's. In ganz Deutschland tönte kein Waffenklang mehr als von den Schaaren Ferdinand's. In seiner Hand beugte sich das Recht knechtisch nach der Gunst. Kein neubeschworenes Gesetz, keine durch ihr Alter ehrwürdige Verfassung galt. Der Reichstag — einst der Sammelplatz der Helden; der Quellpunkt deutscher, und die Schutzwehre europäischer Freyheit; auf den des Aufgangs und des Niedergangs Könige mit stiller Ehrfurcht hinsah'n, weil er dem Erdball entschied; der dem Kaiser alles war, wenn der Kaiser für das Gesetz war, aber beym leisesten Zehentritt der Uebergewalt auffuhr, wie der Strom, wenn sich ein Fels ihm entgegenstemmt — der war nun öd und todesstill, wie ein Kirchhof. Schauernd bebten nur noch Geisterschatten drinn her; aber ihnen entfuhr kein starkes, lebendiges Wort, wie sie sonst da tönten, daß

es

es vom brausenden Rhein bis ans donnernde Weltmeer klang. — Hie und da ein Laut — abgebrochen, halb verweht, mehr ein Geächz, das in's Machtgeboth seufzte. Versucht' es einer zu reden, als fühlt' er noch Lebenskraft in sich, da faßt' ihn die Despotie am Haupthaar, und warf ihn wüthend zur Erde, und trat ihm auf dem Nacken herum, bis er auf ewig der falschen Freyheit vergaß. Zu dieser Zeit nun trat **Georg Friedrich, Markgraf von Baden** auf — groß an Geist und Herz und Waffenruhm, und der in der allgemeinen Noth nicht, wie die übrigen, sich, sondern allein das Vaterland sah. Schon kannte Ferdinand's Gewalt keine Gränzen mehr. Des unglücklichen Friedrich's Macht war zerbrochen: die mehrsten der andern Fürsten stürzten mit ihm gewaltsam, oder beugten sich selbst. Noch stand **Georg Friedrich** da, unerschüttert, als Freund und Patriot. — Zwar im tiefen, obgleich ungetreuen Frieden, hatten viele laut und starkmüthig gesprochen von deutscher Freyheit, und daß es, wie jedem Bürger, also vorzüglich den Fürsten zieme, alles zu wagen für sie bis in den Tod: aber

als die Gefahr herein brach, wo nur Thaten galten, und nicht Worte, als man das Vaterland kühn vertheidigen, oder herzlos preisgeben mußte; da wählten die mehrsten das letztere. Unter wenigen Entschlossenen leuchtete **Georg Friedrich** vor, als der Entschlossenste. Mit zwanzigtausend Mann eigner Krieger rückt er aus, der fürchterlichen Uebermacht **Ferdinand's** die Spitze zu biethen allein. Seinen Leib bewachen vierhundert Bürger von Pforzheim, unter ihrem Burgermeister **Berchtold Deimling**, vom Verhängniß ausgewählt, aller Thaten größte zu thun — zu sterben für's Vaterland. Dort, wo der Nekar im friedlichen Laufe über die Felder von Wimpfen sich fortwoogt, stößt die vereinigte östreichisch-spanische Macht, überzählig an Schaaren, und wohl ausgeruht von der Arbeit des Kriegszugs auf des Markgrafen kleineres, abgemattetes Heer. Früh begann die Schlacht, und endete spät. — Nicht die Menge schreckte **Georg Friedrich's** hohen Geist; Er rang mit eines Riesen Kraft für deutsche Freyheit, indeß die Feinde herzlos, ohne begeisternden Zweck, für fremde Unterdrückung kämpften. Auch stand

bey

bey ihm der Weymarer Bernhard, der Kühne, den die Ewigkeit nennen wird, wenn keine Zeit mehr ist, und Magnus von Würtemberg, unter dem dreymal das Streitroß fiel, bis er selbst, mitten im Gewühl der Schlacht den Tod der Helden starb. Unstet wankt der Sieg, und schon wankt er nicht mehr — er entscheidet ganz für Georg Friedrich — — aber dem Allmächtigen im Himmel gefällt es anders! den langen Schlaf der Deutschen soll nicht ein flüchtiges Zucken der Schwerter — ihn soll ein Donner unterbrechen, stark und verderblich, als hätt' Er selbst ihn gewälzt. Wie von seinem Blitz getroffen, so stäuben plötzlich in tausend Trümmern die Geschützwagen Georg Friedrich's auseinander. Sogleich sinkt ein Theil seines Heers zerschmettert in den Tod hin; der andere wankt, wird zerrüttet, flieht. Wer mag stehen, wenn der Himmel wider ihn — kämpft, und die Hölle? — Vergebens schallen weit umher Georg Friedrich's kühne Ermahnungen; vergebens färbt sich sein Feldherrnschwert dunkelroth im Blut der Feinde. Gottes Schrecken stürmen hinter seinen Schaaren her — kein Sterblicher

kann sie mehr halten — — alles, alles ist verloren, bis auf's letzte. Für eigne Rettung kalt, nur um Deutschlands Freyheit bekümmert, von den Bitten der Seinigen bestürmt — flieht endlich auch Er. Aber wohin, wohin soll der große Unglückliche fliehen vor dem Feind, der seinem Siege dicht an der Ferse folgt? — — O! da sah man ein Schauspiel, der Betrachtung Gottes werth, werth, daß mit ewig gehemmtem Fluge die Zeit wie ein Marmorbild drüber hinstarrte — alles, alles floh — — nur die Bürger von Pforzheim nicht. Was unter allen Völkern der Erde — wer nennt ihre Zahl? — nur zwey thaten, und die zwey größten, und auch diese nur im glänzendsten Zeitpunkt ihres Ruhms: die ewige, alte, nie ausgepriesene That thun itzt sie. Vierhundert stehen da; Vierhundert tragen die ganze Last eines Kriegsheers, das gesiegt hat. Man beut ihnen Leben an, sie wollen Tod: man beut ihnen Gnade an, sie wollen Unsterblichkeit. Kein andrer Gedanke mehr, kein Wunsch, kein Gefühl für sich. „Du hast uns Alles gegeben, du theures, heißgeliebtes Vaterland! Hier, wo es dir gelten

muß,

muß, oder uns, in der schweren Stunde der Prüfung — sieh, wir unterliegen ihr nicht — hier nimm deiner Gaben größte von uns zurück — unser Leben und unsern Fürsten!!" — so denken, handeln, sterben Vierhundert, als wär's Einer. Lange hat sich das übrige Heer in stürmischer Flucht zerstreut; sie achten's nicht. Des Himmels und der Feinde ganzer Zorn fällt auf sie; sie wanken nicht. Zum zweytenmal beut man ihnen Schonung, Ehre, Alles an; sie wollen's nicht. Ernster, männlicher ward nie eine Schlacht geschlagen, als durch sie. Kein Grimm, wie der Verlassenen; keine Klage, wie der Besiegten; kein Geächz, wie der Sterbenden. Der Sohn sieht den Vater, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund fallen — und weint nicht. Wenn aus der weitoffnen Wunde das letzte Herzblut fließt, der kämpft noch auf der Erde, und tödtet, indem er stirbt. — —

Diese That, die im ganzen Raum der Weltgeschichte nur zwey ihr gleiche hat, die erste der dreyhundert Lacedämonier auf Thermopylä, von der alle griechische Ge-

schicht-

schichtbücher voll sind, und die zweyte schon ungleich weniger bemerkte der vierhundert Römer in Sicilien, die Gellius in seinen attischen Nächten aus dem Cato anführt, ist durch die übereinstimmenden, zum Theil schriftlichen Nachrichten der ältesten bürgerlichen Geschlechter in Pforzheim außer allen Zweifel gesetzt, und lebt noch jetzt, wie neu, in dem Munde der Urenkel derjenigen, die vom Schicksal gewürdiget wurden, sie zu vollbringen. So wie aber unsere deutsche Geschichtschreiber jener drangvollen und stürmischen Zeit selten, oder niemals in die feinere Entwicklung der einzelnen Theile der Schlachten sich eingelassen, sondern sich begnüget haben, kurz und gut zu sagen, wer siegte oder besiegt wurde; so ist auch jene vaterländische That, um die uns jedes andre Land beneiden muß, vermuthlich, weil sie keinen gänzlichen Umschlag der Sachen veranlaßte, nicht mit der ihr gebührenden Bedeutung von ihnen erzählt worden Doch sagt das Theatrum Europæum von den Bürgern von Pforzheim unter dem Namen des weissen Regiments, daß sie, „bis auf den letzten Mann „sich gewehret, hätten auch wohl die Victory

„er:

„erlanget, wenn nur die Reuter Stand gehal„ten hätten, welche sich aber, weil sie gar keine „Retirada hinter sich gehabt, ganz darvon ge„macht.“ Auch haben nach dem nämlichen die spanischen Obristen sich verlauten lassen, „wenn sie anfangs ihrer Ankunft solchen ernst„lichen Widerstand gehabt, hätten sie so weit „in Deutschland ihren Fuß nicht setzen können.“

Nicht alle der damals so edel gefallenen Pforzheimer Bürger sind jetzt noch bekannt. Indeß hab' ich ein alphabethisches Verzeichniß derjenigen bürgerlichen Familien zu Pforzheim in der Hand, die noch wirklich daselbst fortdauern, und deren Väter in dem Kirchenbuch von 1607. bis 1622. enthalten sind, mithin höchst wahrscheinlich alle — von mehrern weiß man's gewiß — an jener Schlacht bey Wimpfen Antheil hatten. Dieß Verzeichniß rück' ich wörtlich hier ein. Nach demselben sind die Namen der Edlen folgende:

Aab, Abrecht,
Bauer, Baumann, Bek, Blos, Breit,
Brenner, Bub, Buk,
Deimling, Deschler, Dreher, Dürr.

Eiche-

Eichelin, Erhardt, Eßig.
Fauler, Feldner, Fink, Flach.
Geiger, Gerwig, Gotthardt, Graf.
Hafner, Hage, Halbig, Hausser, Heinzelmann, Herzog, Hirt, Holzhauer.
Jaiser.
Kärcher, Keller, Kiefer, Kienle, Koch, Korn, Kornmann, Krobs, Künzle.
Lenz, Lotthammer, Luz.
Maler, Mäulin, May, Mayer, Meerwein, Merkle, Merz, Mürrle.
Neundörfer.
Roser, Rükenbrod.
Saif, Sattler, Schaf, Schäfer, Schanz, Scherle, Schmidt, Schneider, Schober, Schöpf, Sigele, Sold, Steiner, Stieß, Schwemmle.
Trauz, Türk.
Uebelhör, Ungerer.
Wagner, Wägele, Weber, Weis, Wildersinn, Wilhelm, Wolf.

So also, um ihren Fürsten zu retten,
fielen vierhundert Pforzheimer,
befolgend des Vaterlands Befehle.

Die

Die fürchterliche Kunde ihres Todes verbreitete laute Klagen und allgemeinen Jammer unter ihren Weibern und Kindern. Wittwen und Waisen irrten in der Stadt Pforzheim umher, und suchten Trost und Hülfe bey dem Ueberrest der Bürger. Mitleid und Thränen waren das Einzige, was man ihnen gewähren konnte. Jede Familie hatte einen Sohn, einen Freund, einen Bruder oder Vater zu beklagen. Aber die Erwartung des aufgebrachten Feindes vor der Stadt ließ dem Mitleid keinen Raum. Die Einwohner beschäftigten sich jetzt nur mit dem Gedanken an die grausame Rache, die der kaiserliche Feldherr Tilly wegen des Verlustes seiner Soldaten an den übrigen Pforzheimern nehmen werde. Aber Tilly, der die Tapferkeit besser zu schätzen wußte, behandelte, da er gleich nach der Schlacht selbst nach Pforzheim kam, die dasige Bürgerschaft gegen alles Erwarten sehr leidentlich. Er gestattete weder Brand noch Plünderung. Da Er vernahm, daß der Graf Ernst von Mannsfeld gegen ihn anrücke, so warf Er, zu mehrerer Befestigung der Stadt, einen breiten, tiefen Graben vor der sogenannten Brözinger Vorstadt auf; der

noch

noch heut zu Tage von Ihm der Tillgraben genannt wird, den man also unrecht: Diehlgraben schreibt. Eben so warf Tilly auf dem Berge zwischen dem Eisinger und Ispringer Weg eine Schanze auf; woher man denn die daherumliegende Aecker jetzt noch — Schanzäcker nennt.

14.

Pforzheim während des dreyßigjährigen Kriegs.

Vier Jahre hatte der Krieg, der 1618. begann, in Deutschland gerast, als die Schlacht bey Wimpfen vorfiel: nach dieser Schlacht dauerte der Krieg noch volle sechs und zwanzig Jahre. Dieser dreyßigjährige Krieg, welcher zugleich Bürgerkrieg und Krieg mit Auswärtigen war, und sowohl an Dauer als an Verwicklung und an Verderblichkeit in der ganzen Weltgeschichte der einzige ist — dieser Krieg traf auch Pforzheim mit manchfachen Schlägen. Die Völker der Lige rückten 1624. vor die Stadt: die Bürger wagten es, einen Tag hindurch sich zu vertheidigen; aber der

weit überlegene Feind bemächtigte sich der Stadt, und die Einwohner mußten unnennbare Grausamkeiten dulden. Nun gieng's, wie wenn an einem langen schwülen Sommertage der ganze Himmel, so weit der Blick trägt, mit Wolken überzogen ist, die immer finstrer und finstrer werden, bis das Getümmel der Winde sich erhebt, und der Staub sich in hohen Kreisen wirbelt, und der Donner kracht, und hie und da und dort der Blitzstral niederschmettert — so war Pforzheim bald den ergrimmten Kaiserlichen, bald den Schweden zur Beute. Die Kaiserlichen, aus Glaubenshaß und Rachlust verheerten fürchterlich; die Schweden, zwar als Freunde, aber aus Zügellosigkeit des Krieges, machten's nicht besser. Noch weiß der gemeine Mann von seinen Vorfahren her gar viel zu erzählen, wie „der Schwed" so grausamlich gehaust hat, und noch sind davon die Knittelreime geblieben:

Der Schwed ist kommen
mit Pfeiffen und Trommen:
hat alles wegg'nommen,
hat Fenster naus g'schlagen,
das Blei 'raus graben,
hat Kugeln draus gossen,
und d'Bauern tod g'schossen.

Doch wollten Bürger und Bauern lieber von den gleichglaubigen Schweden, als von den andersglaubigen Kaiserlichen erschossen werden. Mit diesen Gräueln des Krieges vereinigten sich die heftigsten Schrecknisse einer Hungersnoth. Das Malter Korn galt im Jahre 1636. vier und zwanzig Gulden, ein Meßgen Salz zwey und dreyßig Kreuzer, der Vierling Schwarzbrod sechs Kreuzer, ein Ey vier Kreuzer, ein Huhn zwey Gulden. Die fürchterliche Köchin Noth zwang die Menschen, sich auf gut Otaitisch mit Hundefleisch zu erhalten; nicht aus Leckerhaftigkeit, sondern um nicht Hungers zu sterben, wurden weit herum die Sümpfe entvölkert, und Frösche und Kröten ohne Unterschied mit Heißhunger verzehrt. Dieß war die Zeit, wo man an den schönen Ufern des Rheins, des Neckars und der Enz, in denen jeẓt Milch und Honig fließt, Verhungerte liegen sah, mit Gras oder Wurzeln im Munde; die Zeit, wo man fünfzig Morgen Feldes für zwanzig Gulden kaufen konnte. Aber auch reich an rührenden Beyspielen der Tugend war diese schreckliche Zeit. Fürsten verkauften ihren und ihrer Gemahlinnen

Schmuck,

Schmuck, um dafür für ihre Unterthanen Saatfrucht einzuhandeln.

Der damalige Amtskeller zu Pforzheim, Kaspar Maler, wollte seine vom Alter kraftlose Mutter gegen die Grausamkeit der Feinde an einen dritten Ort in Schutz bringen. Er setzte sie auf einen Karren, und zog sie, aus Mangel an Pferden, selbst, mit seinen Geschwistern, bis an den Rhein, ward hier sogar aus Noth und Kindesliebe Schiffmann, und brachte sie in einem Nachen nach Landau.

Aber nicht nur dieser einzelne Edle, sondern überhaupt die ganze Bürgerschaft in Pforzheim zeichnete sich durch Großheit der Gesinnungen in diesem Kriege aus. Im Jahre 1643. wurden in der rohsten Winterszeit alle lutherischen Prediger und Schullehrer von den baierschen Kriegsvölkern aus Pforzheim verjagt, und katholische an deren Stelle gesetzt. Durch Schnee und Eis geleitete die Bürgerschaft jene Martyrer ihres Glaubens unter lauter Wehklage zur Stadt hinaus: Arme und Reiche — doch wer war damals reich? — schenkten ihnen, was jedes vermochte; alle wünsch-

wünschten mit ihnen ziehen zu können, zwar in's Elend, aber doch ohne Glaubenszwang, wenn nur nicht jeden seine Familie zurückgehalten hätte. Die katholischen Geistlichen mischten Güte und Ernst, Schmeicheleyen und Drohungen, um die Gemüther der Pforzheimer zu sich überzuziehen. Umsonst. Noth, Mühe, Angst wurden den Pforzheimern neue starke Bande an ihren gewohnten Glauben. Man zog stundenweit dem Gottesdienst nach lutherischer Formul nach; stundenweit wurden die ungebohrnen Kinder zur Taufe getragen. Die Noth ersann hinzu manchfache heimliche Mittel. Der Vater zog sein schmutzigstes Werktagskleid an, lud sich seinen Rückkorb auf, in dessen Grunde sein neugebohrnes Kind, und oben drüber zum Schein eine Lage Dung war, und trug so das arme kaum einige Tage alte menschliche Geschöpf, das wohl nichts davon ahndete, warum man es aus den Händen der braunen Kutten so mühsam den schwarzen Stolen zulieferte, in's Würtembergische zur lutherischen Taufe. Vergeblich wandten sich die Pforzheimer an den Herzog Maximilian von Baiern; es blieb beym alten Glau-

bens.

benszwang. Des ergrimmte endlich ein tapferer Schwede, **Friedrich Moser**, Befehlshaber der schwedischen Völker in Benfelden: er drohte, alle katholischen Meßpriester in Benfelden und dort herum ohne weiters aufhängen zu lassen. Aus Besorgniß für ihre lieben Brüder überm Rhein veranlaßte nun die frommen Herren in den Kapuzen selbst, daß den lutherischen Geistlichen die Rückkehr in die Stadt Pforzheim gestattet wurde. Die Pforzheimer Bürgerschaft holte selbige unter lautem Frohlocken wieder ein; dennoch blieben auch noch die katholischen Geistlichen zu Pforzheim.

Dreyßig Jahre lang waren die Völker sinnlos genug gewesen, sich für den Ehr- und Ländergeiz weniger einzelnen Despoten, oder für einige misverstandene für das Leben diß- und jenseits des Grabes sehr gleichgültige Glaubenssätze tausendweiß hinwürgen zu lassen. Endlich kam im Jahre 1648. jener berühmte **westphälische Friede** zu Stande, mit welchem in der Politik von Europa eine ganz neue Epoche beginnt. In diesem Frieden wurde in Religionssachen alles auf den Zustand des zur

Richtschnur angenommenen Jahrs 1624. zurückgesetzt; weil nun in gedachtem Jahr kein katholischer Gottesdienst in Pforzheim war, so mußten sich nun die katholischen Geistlichen bequemen, Pforzheim zu verlassen.

Verhülle sie, du Deutschlands Engel, die Geschichte
der langen Bürgerwuth!
O, gieb uns Duldung, gieb uns Eintracht; stähle
nur gegen fremde Feinde unsern Muth!!

15.

Pforzheim durch französischen Mordbrand eingeäschert.

1689.

Ein Jahrhundert des Schreckens und der härtesten Prüfung war für die Pforzheimer das verflossene; am fürchterlichsten war für sie dessen Schluß. Ein Volk, welches für das feinste, artigste und frölichste gilt, welches damals das goldene Zeitalter seiner Litteratur hatte, und durch Waffenmacht dem ganzen Welttheil ehrwürdig war — die Franzosen kamen über den Rhein, raubten, mordeten, brannten, tobten mit einer Grausamkeit, wovon

von kaum die Geschichte der rohsten Völker Beyspiele hat. Die Veranlassung war folgende:

Im Jahre 1671. vermählte sich —
Blitze flammten ihm statt Hymens Fackel,
und der Lüfte Geister heulten Todensang —

der Bruder des allgefürchteten Königs Ludwigs XIV. mit Elisabeth Charlotte, der einzigen Tochter Karl Ludwigs, Kurfürsten von der Pfalz. Karl Ludwig, der 1685. ohne männliche folgefähige Erben starb, hatte sie zur Alleinerbin aller seiner Eigenthumsgüter eingesetzt. Ludwig XIV. sprach nun für seinen Bruder einen großen Theil der Kurländer, und wegen derselben Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstag an. Andre Ursachen, die man unter den Monarchen in demselben Augenblick findet, wo man sie sucht, kamen noch hinzu, und französische Kriegsschaaren überflute-ten die Pfalz. Dieß schöne Land, fruchtbar, wie kein anderes, mit Städten und Dörfern besäet, in dem rauhern Deutschland das Bild des milden Italiens, ward nun auf Befehl des Kriegsministers Louvois kannibalisch verwüstet, die Städte Mannheim, Heydel-

berg, Kreuznach, Alzey, Oppenheim, Bacherach, Frankenthal, Bretten, und viele andere Orte, bis auf den Grund abgebrannt, und der Erde gleich gemacht. Gleiches Schicksal traf auch die markgräflichen Städte Baden, Durlach, Ettlingen, Mühlburg, Pforzheim. Den 6. August im Jahre 1689. war die Stadt Durlach von dem General Melac bis auf fünf Häuser niedergebrannt, und alles, selbst mit Inbegriff des schönen fürstlichen Schlosses, in einen unförmlichen Steinhaufen verwandelt worden. Wenige Tage darauf zog ein französischer Heerhaufe von 3000 Mann gegen Pforzheim an: er lagerte sich auf dem Bergabhang vor der Stadt, welchen man das Roth nennt, und der Angriff geschah zwischen der Ober- und Nonnenmühle. Die Bürger in Pforzheim, ohne Hülfe von eigentlichen Kriegsvölkern zu haben, ganz sich selbst überlassen, vertheidigten sich voll Muths: sie erwarteten von den im Hagenschieß verschanzten deutschen Völkern, welche das Herzogthum Würtemberg deckten, Unterstützung und Entsatz. Die wüthende Grausamkeit der Franzosen, die nichts als

raub-

raubten, brannten, mordeten, hatte die Einwohner des Landes bis zur Verzweiflung gebracht: keiner schonte mehr seines Lebens; nur wollte sich jeder noch an den Abscheulichen rächen, die alle Begriffe von Menschheit höhnten. Die von Haus und Hof verjagten Bürger, Bauern, Jäger nahmen ihre Zuflucht gleichfalls in den Hagenschieß und einem Wald, genannt Kallert, der nicht weit von dem sogenannten Roth abliegt. Aus diesem Walde schossen sie mit ihren gezogenen Feuerrohren eine beträchtliche Anzahl Franzmänner in ihrem Lager tod. Indeß wehrten sich in Pforzheim selbst die Bürger einige Wochen hindurch mit solchem Erfolg, daß der französische Befehlshaber von dem Hauptheer sich Kanonen bringen lassen mußte, womit er die Stadtmauern an der Wasserseite niederschoß. Noch entsank den Pforzheimern ihr gewöhnlicher Muth nicht: sie verabredeten sich, während die deutschen Kriegsvölker im Hagenschieß die Franzosen angreifen würden, einen Ausfall zu wagen. Als Männer hielten sie, was sie versprochen hatten, sobald sie die Deutschen bey St. Georgen herabziehen sahen: aber diese

phlegmatischen Deutsche ließen die tapfern Bürger im Gedränge: und zogen sich; ohne einen Schuß zu thun, ganz ruhig in den Hagenschieß zurück. Zu heftig und zu erbittert waren die Pforzheimer ausgefallen, als daß sie sich leicht wieder hätten zurückziehen können. Viele blieben tod. Nachdem die Schaar der tapfern Männer sich sehr verringert hatte, so wagten die Franzosen einen Sturm, erstiegen die Mauern, und wurden Meister von der Stadt. Die Bürger in der Stadt, die sich überwältigt sahen, hatten noch Besinnung und Muth genug, sich in das Schloß zu werfen, und sich noch von dort aus zu wehren. Manche retteten sich bey der sonst sogenannten Burgermühle durch die Enz in den Hagenschieß; andere, denen das Gedränge der Feinde nicht mehr so viel Zeit ließ, sprangen die Stadtmauern hinunter, brachen Arm und Bein, oder fielen ganz tod. Die wilden Sieger rannten nun von Haus zu Haus; nichts blieb verschont: selbst die Fürstengruft, dieß laute Denkmaal des menschlichen Nichts ward erbrochen und

die stolzen Fürstentrümmer,
ehmals die Götzen ihrer Welt,

herausgeworfen, und die zinnernen Särge zerschlagen. Von den Thürmen wurden die Glocken mit fort genommen, um aus dem Erz, dessen friedlicher feyerlicher Schall die frommen Bether zum Tempel rief, jene Feuerschlünde zu gießen, die Tausende brüllend zur Hölle donnern. Das Hauptfest der Abscheulichen stand noch bevor: die Stadt sollte durch ihren Brand es geben; allein, endlich doch verließ die deutschen Völker ihr bleyernes Phlegma — sie zogen drohend heran, und die Franzmänner eilten zu ihrem Hauptheer zurück. Die gefangen genommene Bürger wurden in's Elsaß mit fort geschleppt, und wem es nicht gelang, von dort aus sich mit der Flucht zu retten, der mußte den Rest seines Lebens als Galeerensclave verseufzen. Die wenigen, die sich mit der Flucht gerettet hatten, zogen nun wieder in die nackten Wände ihrer Häuser ein; denn alles, was drinn gewesen war, war der Plünderung Raub geworden. Selbst die kümmerliche Freude dieser Unglücklichen, doch wenigstens wieder in den Mauern ihrer Väter zu

wohnen,

wohnen, dauerte nicht lange; denn auf's neue zog ein französischer Mordgeist, der gegen alles Menschengefühl durch mehr als dreyfaches Erz um die Brust verhärtete General Melac heran, um das Gräuelspiel bis auf den letzten Akt zu vollenden. Nicht mehr als 30 Bürger waren damals in Pforzheim. Diese warfen sich vor Melac auf dem Markte auf die Erde, schilderten ihm ihre bisher erlittenen Drangsale mit jener rührungsvollen Beredsamkeit, womit der Schmerz begeistert, bathen um Verschonung ihrer ohnehin ausgeplünderten Häuser so dringend, so wehmuthsvoll, daß selbst Melac, der den Brand so vieler größern Städte so eiskalt befohlen und angesehen hatte, hier den ersten Laut eines Menschen sich entfallen ließ. „Ich glaube — sagte er zu den ihn umgebenden Offiziers — der Teufel ist Präsident im Kriegsrath zu Paris?" (Je crois, que c'est le diable, qui preside au conseil de guerre à Paris.) Aber unabänderlich, wie des Schicksals Schlüsse, war der Schluß, Pforzheim nieder zu brennen. Das Schreiben eines Pforzheimer Bürgers von dieser Zeit giebt von dem Brande selbst

nähere

nähere Nachricht. Ich rücke solchen in seinem ganzen naiven Ton unverändert hier ein:

„Die Frantzosen haben bey ihrem Abzug un„gewarnet männiglichs, die Stadt an sehr vielen „Orten angestecket; Es ist aber der mehrere Theil „des eingelegten Feuers und Pulvers, ehe es an„gegangen, noch hinweg gebracht worden, son„sten wäre gantz gewiß die gantze Stadt mit den „meisten Einwohnern, weil keiner zu keinem Thor „hatte hinaus kommen können, darauf gegangen.

„Das Schloß und Rath-Haus haben sie zu„erst angezündet, und bis sie in völlige unlösch„liche Flammen gerathen, niemand zugelassen: „Darauf das Feuer etliche Gassen hinweg genom„men, und bey zwey und achtzig Häuser, dar„unter die drey Pfarrherren-Wohnungen, mit al„len Mobilien, Büchern, Kirchen-Röcken, Män„teln, *vasis sacris* verbronnen, verzehret. Mein „Haus ware das nächste am Rath-Haus, weil „bald kund worden, daß an allen Enden und Or„ten, sonderlich unter allen Brücken und Thoren, „Feuer angeleget gewesen, hab ich es gleich aban„doniret, und mich mit Weib und Kindern zum „Thor hinaus retiriret. Es hats aber Gott noch

„erhal-

„erhalten, ob es wohl ziemlich ruiniret, und von „allen Seiten abgebrennet worden.

„Nun sind wir mit Schwäbischen Creiß-Völ„ckern besetzet, und werden, ob Gott will, der „Frantzosen wegen, keine Gefahr mehr haben. „Sie haben sich als rechte Belials-Kinder bezei„get, immer gute Worte geben, uns ihre Freun„de geheissen, und nachdem sie alles Geld durch „die erste Brandsatzung und die grosse Winter„Quartier-Gelder erpresset, allen Vorrath durch „viele Einquartierungen und Durchzüge verzeh„ret, und sonsten die armen Leute mit Schantzen „und allerhand Plagen gequälet, endlich diesen „Gestanck hinterlassen, da sie noch den letzten „Abend gegen männiglich vor Brand und Plün„derung haben versichern wollen.“ —

Melac's Name war nun in den Rheingegenden schwarz wie des Teufels geworden: noch itzt dauert er als Symbol des Abscheu fort, indem man jenen großen Hunden, die sonst Bullenbeisser heissen, den Namen Melac giebt.

Um nur unter Dach zu seyn, hatten sich die Bürger in Pforzheim ganz kleine Hütten flüchtig hingebaut; aber auch diese wurden bis

auf

auf einige wenige von einem andern streifenden feindlichen Haufen in Asche gelegt. Auch im Jahr 1691. ward Pforzheim von den Franzosen wieder durch Akkord erobert, die darinn liegende Würtembergische Besatzung gefangen hinweggeführt, und das wenige, was die Einwohner sich wieder erworben hatten, auf's neue geplündert. So folgte noch ein Schrecken auf den andern, bis endlich der ganze Mordbrennerkrieg durch den Ryswiker Frieden 1698. geendigt ward. — Charakteristisch für das Elend der damaligen Zeit ist, daß die Pforzheimer dem trefflichen Markgrafen Friedrich **Magnus**, der, weil sein Pallast zu Basel abgebrannt war, mit seiner Familie das sogenannte **hohe Haus** zu **Grözingen**, eine Viertelstunde von Durlach bezog, durch ihren damaligen Burgermeister **Christoph Wohnlich** eine — wie die Zeiten waren — nicht unbeträchtliche Verehrung in Geld von 200 fl. sage **zweyhundert Gulden** machten (*). — Eine merkwürdige Lehre für Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, und unter welchem andern

Namen

(*) Siehe Pforzheimer Burgermeisterrechnung vom Jahr 1699. Blattseite 70.

Namen sonst noch es Menschen giebt, die über Menschen herrschen, daß eine noch so vollgefüllte Schatzkammer ein sehr vergänglich Gut, überhaupt Geld nicht Maasstab der Macht noch Unterpfand des Glücks, sondern einzig **Liebe des Volks** Alles ist, was ein weiser und guter Fürst suchen soll.

16.

Waisen- Toll- Zucht- und Arbeitshaus zu Pforzheim.

1714.

Ein Fürst, bey dem Kopf und Herz am rechten Flecke saßen, und den Unterthanen und Ausländer liebten und ehrten, Markgraf **Karl Wilhelm** hatte den fürstlichen Gedanken, sich der hülflosen armen Jugend und des Unglücks der Wahnsinnigen zu erbarmen, und dem Laster zugleich Strafe und Besserung zu bereiten. Zwar war damals noch nicht der Engel der leidenden Menschheit, der edle Britte **Howard** unter den Völkern herumgereist, um ihnen seine milde Weisheit zu predigen; aber der natürliche Verstand des Stifters und seine Gutmüthigkeit

keit gaben seiner Anstalt schon damals einen ungewohnten Grad von Vollkommenheit.

Im Jahre 1714. ward der Anfang gemacht. Ein Architekt von Offenbach am Mayn, Johann Schüz entwarf den Riß, und führte das Gebäude auf. Man setzte es, wie zur Aussöhnung, auf einen Plaz, der von Alters her verrufen war; denn zwischen der Enz und Eichmühlgraben, wo jezt das Waisen- und Zuchthaus wie isolirt steht, stand vordem ein Kloster, drinn Nonnen hausten, aber nicht wie Bräute des einzigen Sündlosen unter den Menschen, sondern wie Mänaden, von dem Schlage, wie Kaiser Joseph, der Scharfsehende sie kannte, als er die Riegel ihrer öden Zellen aufreissen ließ, und sie der Welt wieder gab, die aus dem Klostergitter so reizend scheint. Auch das fromme Alterthum konnte das zulaute Aergerniß dieser Vestalen nicht länger tragen; man hob ihr Kloster auf, und sezte ein Hospital an dessen Stelle, das Markgraf Karl Wilhelm zum Waisen- und Zuchthaus umschuff. Am ersten Maytage 1718. ward es in Gegenwart des Fürsten eröffnet;

 sechs-

sechszig Waisen traten sogleich darinn ein, und mitten unter ihnen speiste an diesem schönen Tage der Fürst selbst. Es wurden deutsche und lateinische Reden gehalten, denen der Fürst beyzuwohnen, die Geduld hatte, und dem neuen Institut beträchtliche Einkünfte zugesichert. Schon im nächsten Jahr (1719.) zählte das Waisenhaus zweyhundert Pfleglinge.

Aber die Vereinigung, worinn zwey so verschiedene Anstalten, wie Waisenhaus und Zuchthaus — jenes für junge hülflose Unschuld, dieses für erwachsenes, erstarktes Laster bestimmt — anfangs standen, ward von dem jetzigen Markgrafen **Karl Friedrich**, den die Nachwelt mit dem gebührenden Lobe nennen wird, in den ersten Jahren seiner Regierung aufgehoben. Den 27. April 1752. ward in Gegenwart des Geheimenraths **Johann Jakob Reinhard**, den das Publikum als großen Gelehrten, und die ihn näher kennen, auch als großen Mann verehren, der Grundstein zu einem neuen Zuchthause gelegt. Dieser Grundstein war hohl, und in der Vertiefung desselben lag eine metallene Tafel.

Eine

Eine Inschrift, in den untersten Eckstein eines Hauses verborgen, dem man ewige Dauer wünscht, wäre freylich vielleicht besser nach römischer Art, aller Welt sichtbar, vor dem Eingang des Gebäudes selbst gestanden. Auch trägt sie, so wahr ihr Inhalt ist, freylich nicht das Gepräge jener Simplizität, die den Griffel Friedrichs des Großen leitete, als er über sein Invalidenhaus jenes berühmte: (*)

Dem thatenmüden
unüberwundnen Krieger
Ruhe

schrieb. Hier ist sie: (**)

Schutz der Tugend,
dem Laster Schrecken,
guter Bürger Sicherheit, schlechter Besserung,
die Endzwecke dieses Hauses;
nicht seinem Nutzen, Ruhm, Vergnügen,
sondern
der öffentlichen Wohlfahrt
geweiht

(*) Militi
invicto fatigato
quietem.

von
dem Vater des Vaterlands
dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,
Herrn
Karl Friedrich
Markgrafen zu Baden und Hochberg ꝛc.
unter
den Aufsehern
Reinhard, Rues, Wild,

(**) Præſidio virtutum
ſcelerum exilio
bonorum tutamini emendationi malorum
haſce
ſuperimpoſuit angulari lapidi ædes
juſſitque eſſe ſacras
non ſuis commodis non gloriæ non delectamentis
ſed
publicæ ſaluti
qui patriæ pater eſt
ſereniſſimus princeps ac dominus
dominus
Carolus Friedericus
marchio badæ & hochbergi landgravius ſauſenbergæ comes ſponheimii & eberſteinii dynaſta
rœtelæ badawilæ lahræ &
mahlbergii
reliqua
conſtitutis orphanotrophii ergaſtulique

dem Seelsorger
Schlotterbeck,
dem Verwalter
Schewermann
das Gebäude führte
Johann Heinrich Arnold.
der Grundstein ward gelegt
27. April 1752.

---

curatoribus
Joanne Jacobo Reinhardo. Joanne Theophoro
Ruesio. Conrado Friderico Wildio.
consiliariis
antistite
in iisdem sacrorum
Joanne Daniele Schlotterbekio
œconomo
Philippo Jacobo Schewermanno.
ædificii formam instruxit
Joannes Henricus Arnoldus
architectus.
posita hæc tabula
die XXVII. aprilis MDCCLII.

Das Waisenhaus hat indessen seine Bestimmung in so fern geändert, daß die Waisen auf das Land herum, zur Verpflegung ausgethan worden sind, und das Gebäude jetzt zum Theil zu verschiedenen Manufakturen dient, von denen weiter unten das Nähere vorkommen wird. Das Zuchthaus hat unter der zweckmäßigen Aufsicht seines jetzigen Verwalters, Herrn Rechnungsrath Eisenlohr sich zu einer Art von eignen Republik — einer Botany Bay im kleinen — gebildet. Sehr viele Handwerker treiben darinn ihr Wesen, und im Ganzen ist dadurch die schwere Aufgabe, es dahin zu bringen, daß ein Züchtling selbst seinen Unterhalt verdiene, ihrer Auflösung sehr nahe gebracht. Was bey dem männlichen Geschlecht die Professionen thun, das *leisten* bey dem weiblichen die sehr gut eingerichteten Spinnmaschinen, die sehr viele Fäden zugleich fassen, und dadurch viele Hände ersetzen, und großen Zeitgewinn abwerfen.

Ein Beweis für die gesunde Luft und Nahrungsmittel in der Markgrafschaft Baden ists, daß das Tollhaus von wenigem oder gar keinem

nem Gebrauch ist. Freylich würde es auch wohl hierinn seinem Endzweck schwerlich entsprechen. Eine Wetterlaune des Schicksals brachte vor mehrern Jahren einen armen irrenden spanischen Ritter, der den Kopf voll Feengeschichten haben mochte, in unsre Gegend. Unsre Bauern, die weder von Donquixoten noch spanischer Sprache etwas wußten, fielen über den zärtlichen Iberier, wie über ein fremdes Thier her, und er ward in's Tollhaus gebracht, worinn er wirklich ein Plätzchen verdiente. Indeß war seine ganze Narrheit nichts, als die innigste Verehrung für's schöne Geschlecht. Sobald nur ein Frauenzimmer sich blicken ließ, fiel er auf seine Kniee nieder, und zerfloß in unaussprechlich zärtlichen Komplimenten. — In Spanien, seinem Vaterlande, wär er wohl immer auf freyem Fuße geblieben; aber das kalte Deutschland nahm das Ding anders. Heil dem stattlichen Ritter von Mancha, daß er sich auf seinen kühnen Irren nicht über den Rhein verlor!

17.

Adeliches Fräuleinstift.

1721.

In dem großen Lande, dem schönsten Königreich auf Gottes Erdboden, das von den Pyrenäen bis zum Rhein, vom Mittelmeer bis zur englischen Meerenge sich erstreckt, ist jeßt vor keinem Namen mehr ein **von**. Da aber in Deutschland das nicht so ist, so ist es allerdings sehr wohl gethan, wenn der protestantische Adel für die Versorgung seiner Mitglieder eben so bedacht ist, wie der katholische, dem ohnehin so viele Erzbisthümer, Bisthümer, und andre der ansehnlichsten Würden offen stehn. Hiedurch veranlaßt, haben der Freyherr **Gottfried von Menzingen** und dessen Gattinn **Amalie Elisabeth von Bettendorf**, im Jahr 1721. zu Pforzheim ein adeliches Fräuleinstift errichtet. Es ward dem schwäbischen Ritterkanton Creichgau einverleibt, und **Rosine Susanne von Venningen** dessen erste Aebtissinn. Markgraf **Karl Wilhelm** erklärte sich für sich und seine Nachkommen zum Schutzherrn davon, und verlieh ihm mehrere Vorrechte,

rechte, doch ohne seiner Gerichtsbarkeit in den Stiftswohnungen ganz zu entsagen. Kaiser Karl VI. bestättigte das Stift im Jahre 1725, und gab ihm den Namen eines kaiserlichen freyen adelichen Fräuleinsstifts, und ein eignes Wappen (*). Es besteht aus einer Aebtissinn und vier Stiftsfräulein.

18.

Bürgerliche Beschwerden und darüber entstandene Weiterungen, oder sogenannter Bürgerlärm.

So wie des Markgrafen Karl Wilhelm Regierung für Pforzheim die Epoche mancher noch jezt fortdauernden wohlthätigen Anstalten ist, so ist sie zugleich auch die Epoche eines für Fürsten und Bürger unangenehmen Vorfalls, der, so lang er im neuen Andenken war, nothwendig gegenseitige Entfremdung veranlassen mußte.

Sonst waren nicht gedungene Männer für mehr oder weniger Sold in uniformer Tracht, sondern die Bürger selbst, die Vertheidiger ih-

(*) S. Sachs Badische Geschichte 5. Th. S. 118. rc.

rer Altäre und Heerde, und eben dieß pflanzte den letztern jenen hohen edlen Sinn ein, den man bey unsern heutigen Bürgern selten finden dürfte, und vielleicht, statt ihn in manchen Ländern geflissentlich nieder zu halten, wohl thun würde, seiner alten Kraft wieder so nah, als möglich, zu bringen.

Der Despot **Ludwig** XIV. König von Frankreich, der längs der Gränzen seines schon so gewaltigen Reichs umher gieng, wie ein brüllender Löwe, voll Mord- und Raublust, brachte zuerst das, was man **beständigen Soldaten** (miles perpetuus) nennt, auf. Wollend, nichtwollend mußten die Deutschen hierinn dem Beyspiel ihres bösen Nachbars folgen: auf dem Reichstag wurde die Verfügung gemacht, daß in Zukunft jeder Reichsstand eine bestimmte Anzahl Kriegsvölker unter dem Namen Kontingent halten sollte. Obgleich Markgraf **Friedrich Magnus** sich mit ächtfürstlichem Sinn bis zur Sparsamkeit eines Bürgers zurückgezogen hatte, so war doch von dem toddrückenden dreyßigjährigen und pfälzischen und spanischen Erbfolgekriege her, die Staatskasse so erschöpft, daß er bitten mußte,

ihn

ihn von der Befolgung dieses Reichsschlusses auszunehmen, welches auch geschah. Dieser Markgraf **Friedrich Magnus** hatte damals nicht einmal mehr eine eigene Wohnung, außer in Basel: da die Kriegssteuer und Schatzung, die auf den Gütern hafteten, von denen in jenen schrecklichen Zeiten kein Nutzen zu ziehen war, von den Bürgern nicht mehr hatten aufgebracht werden können, so hatten unter andern die Bürger zu Pforzheim sich glücklich schätzen müssen, wenn sie ihre Aecker um die darauf haftenden Kriegssteuern an andre abtreten konnten; die mehrsten wurden um kaum nennenswerthe Kleinigkeiten hingegeben, wie z. B. ein Acker um einen Laib Brod, und ein anderer mit der bloßen Bedingung, daß der neue Besitzer für den vorherigen und dessen Familie täglich ein Vaterunser bethen sollte, weswegen diese Aecker noch itzt den Namen **Brodacker** und **Vaterunseracker** haben — Aecker, die jetzt gerne, jeder mit drey bis sechshundert Gulden bezahlt werden. Da also Markgraf **Friedrich Magnus** unter solche Umständen außer Stand war, die ihm zugetheilte Mannschaft stehender Soldaten aufzubringen, so

so thaten die Pforzheimer Bürger ihre Hofwache noch wie vor. Sein Sohn und Nachfolger Markgraf Karl Wilhelm sah sich endlich in Stand gesetzt, die ihn treffende Kriegsschaar zu errichten, und damit wurden die Pforzheimer ihres sonst gehabten Dienstes zu Schimpf und Ernst entbunden. Da Markgraf Karl Wilhelm auf seine stehenden Truppen beträchtliche Kosten verwenden mußte, und die Pforzheimer Bürger im Schooße ihrer Familie ihre Gewerbe nun ruhig fortsetzen konnten, so war es billig, daß der Markgraf von ihnen einen mäßigen Beytrag foderte, und sie ihn willig leisteten: wenn aber der Markgraf diese Kriegssteuer unter den Namen von Pfundzoll, Umgeld und Maaskreuzer rc. kurz, unter Namen von Abgaben fodern ließ, wovon sie durch ein Privilegium des Markgrafen Christoph vom Jahr 1491. welches Markgraf Philipp im Jahr 1510. bestättigt, und auf welches sie sogar ihren Bürgereid abgelegt hatten, namentlich befreyt waren; so darf man sich freylich weniger wundern, wenn es den Bürgern auffiel. Ohnehin war nun Pforzheim meistens mit neuen auswärts dahin gezogenen Bürgern

besetzt, da die vorhergegangenen Menschen verheerenden Kriege die alten Bürgerfamilien (wie ich bereits oben bemerkt habe) theils zerstreuet, theils vertilgt hatten. Die noch übrigen alten Bürgerfamilien, aus denen der damalige Stadtrath bestand, und denen das Beschwerliche des Kriegsdienstes nur allzu bekannt war, sahen die Billigkeit der an sie verlangten Steuer wohl ein, gaben es auch dem Markgrafen zu erkennen, und bathen nur, sie unter dem wahren Namen einzufodern: sie stellten der Bürgerschaft vor, daß ein Beytrag zum stehenden Militär mit der Befreyung von Kriegsdiensten untrennbar verbunden sey, und daß der gütige Fürst sich gewiß auch erbitten lassen werde, diesen Beytrag so leidentlich, als möglich, zu bestimmen, welches sie nun ruhig abwarten möchten. Statt dessen, wiegelten einige unruhige Bürger, die nichts zu verlieren hatten, und bey dieser Gelegenheit im Trüben fischen wollten, einen großen Theil der neuen Bürger auf, daß sie sich schlechterdings weigerten, irgend einigen Beytrag zu leisten. Der Markgraf schickte drey Grenadierkompagnien, und unter deren Deckung eine Kommission, die aus

seinen

seinen Geheimenräthen von Uxküll und Stadelmann, und dem Hofrath Kessel bestand, den 29. Jun. 1723. nach Pforzheim, welche letztere daselbst dem Gericht und Rathe und den versammelten Zünften einen fürstlichen Befehl bekannt machten, nach welchem sie, die Kommission, mit der Exekuzion gegen die Pforzheimer so lange fortfahren sollten, bis alle seit dem Anfang der bürgerlichen Beschwerden im Rückstand gebliebene herrschaftliche Gefälle von ihnen wirklich bezahlt seyn, und die jungen Bürger, welche ihre bürgerlichen Pflichten nicht eher ablegen wollten, als bis ihnen jene der Stadt Pforzheim und deren Bürgerschaft im Jahr 1491. verliehene Vorrechte und Befreyungen, ihrem ganzen Inhalt nach, wieder hergestellt seyn würden, ohne einige Bedingung ihre bürgerliche Pflichten abgelegt haben werden.

Die Sache sollte nun mit dem Stadtrath und den Bürgern in's Reine gebracht werden. Auch wurden die Verhandlungen einige Tage hindurch ruhig fortgesetzt. Sey es nun, daß die Kommission nach Kommissionsart den Bogen zum brechen spannte, und das Gerücht

das Ungethüm mit hundert Augen,
den Leib mit Wolken dicht umgürtet, seinen Scheitel
am Himmel, in dem Abgrund seinen Fuß,
dem Dichter wohl bekannt, dem Zeitungsschreiber,
doch niemand mehr, als dir, o schön Geschlecht!

und das Gerücht davon unter's Volk kam. Nun, wie in unsern Tagen zu Paris der Freyheit wegen die sanftesten Damen nach Blute lechzten, so rannten auch aus ganz Pforzheim alle Weiber zusammen, bestürmten das Rathhaus, und brachen alle Unterhandlungen ab. Die Bürger, von diesen Amazonen zu neuem Eifer entflammt, schickten ihre Verhetzer nach Wien. Diese unterhielten von dort aus die Verblendeten mit lauter erdichteten günstigen Nachrichten, während sie auf ihre Kosten sich dort gütlich pflegten. Endlich ließ der Markgraf dann wirklich die drey Grenadierkompagnien in Pforzheim einrücken, mit dem Befehl, den Widerspänstigen so viel an Fahrniß auszutragen, als jeder schuldig war. Dieß geschah wirklich; die hinweggenommenen Sachen wurden nach Durlach gebracht, und auf dem dortigen Rathhause versteigert. Endlich ward der ganze Streit beygelegt, und in diejenige Ord-

nung

nung gebracht, die der sogenannte Interimsbefehl vom 29. August 1724. enthält.

Dieß ist der sogenannte Pforzheimer Bürgerlärm (*), der die edeln patriotischen Gesinnungen der Pforzheimer Bürger eben so wenig verdächtig machen oder verdunkeln kann, als es dem ewigen Ruhm des Volks der Römer schadet, daß sie manchmal, ihrer Freyheit zu lieb, bald mit, bald ohne Grund, den heiligen Berg bezogen. Also immerhin daure auch sein Andenken. Es ist nicht schimpflich für die Pforzheimer Bürger, daß sie ein so lebhaftes, so leicht reizbares Gefühl für ihre Rechte und für ihre Würde haben. Wer edel denkt, läßt sich nichts nehmen, und nimmt selbst nichts. Guten Fürsten und dem Gesetz gehorchen, ist Ehre, ist bürgerliche Freyheit. Welcher Fürst wird nicht lieber über ein Volk, das ein gewisses, edles Selbstgefühl hat, als über eine Heerde Sklaven herrschen?

19. Pforz-

(*) Diese Erzählung ist größtentheils aus Deimling's Trauerspiele: die vierhundert Pforzheimer Bürger, Vorbericht S. 41 = 48. genommen.

19.

Pforzheim von der pfälzischen Lehensverbindlichkeit frey.

Seit der unglücklichen Schlacht bey Seckenheim (1462.) war Pforzheim um die Summe von 40,000 Gulden als kurpfälzisches Pfandslehen auf Wiederlösung gestanden. So viele widrige Zufälle hatten immer gehindert, diese lästige Verbindlichkeit aufzuheben. Des jetztregierenden Herrn Markgrafen Karl Friedrich's Durchleucht war dieß aufbehalten. In den Jahren 1740. und 1750. wurde die gedachte Lehensverbindlichkeit, in welcher die Stadt Pforzheim gegen Kurpfalz stand, für die Summe von 60,000 Gulden (wegen Verschiedenheit des Münzwerths) aufgehoben. (*)

Frey bist du nun, o Pforzheim! Wozu dir
des Pfälzers Wappen über deinem Thor?
wozu um eine halbe Tonne Golds
dem treuen Volk des stolzen Auslands Schutz??
zwar tilgtest du für seinen Friedrich längst
dem Pfälzer alle Schuld mit deinem Blut,

das

(*) Sachs, Badische Geschichte, Th. 5. S. 253.

das einst in Wimpfens Schlachtthal floß: doch du thust edle Thaten ohne Lohn, zerreissest sie mit deinem Gold, die Kette, die dich band, und dein bleibt nun des Heldentodes Ruhm!

20.

Theurung in Pforzheim.

1771.

Seitdem Pforzheim nach den Gräueln der französischen Verheerungen sich wieder aus seinen Trümmern erhoben hatte, blieb es zwar von Kriegesunruhen frey; aber schrecklich war die unerhörte Theurung, die es 1771. empfinden mußte.

Hätten nicht der neuen Welt beste Ausbeute, köstlicher und wohlthätiger, als alles Gold aus Peru, alle Edelsteine aus Brasilien, hätten zu dieser Zeit nicht die **Kartoffeln** (in unsern Gegenden **Grundbirn** genannt) die Stelle der Frucht ersetzt, so hätte der größte Theil der Menschen Hungers sterben müssen: und selbst diese Kartoffeln galten damals das Simri einen Gulden; Welschkorn oder Mais das Simri 2 fl. 24 kr. Roggen, das Malter 16 Gulden.

An dem sogenannten Kanntenbrückchen zu Pforzheim wurde durch ein in dasselbe eingemauertes steinernes Denkmaal die Kunde dieser Theurung durch folgende Worte aufbehalten:

Im Jahr 1771.
wurde diese Brücke neu erbaut,
auch war in diesem Jahr,
obschon von keinem Kriege
in ganz Deutschland zu hören war,
die Theurung so groß,
daß ein Malter Kernen 22 bis 23 Gulden galt.

21.
Joseph II. in Pforzheim.
8. April 1777.

Maria Theresia beherrschte noch die östreichische Monarchie; die deutsche Kaiserkrone war schon lange auf dem Haupte ihres Sohns Josephs II. Seinen Karakter, den Zeitgenossen räthselhaft oder absichtlich von ihnen verkannt, wird in hellerm Lichte die Nachwelt sehen. Schneller und scharfer Blick und eine beynahe unübertreffliche Thätigkeit, einen Drang zu wirken, der sich über die Schranken menschlicher Schwäche hinausriß, und mit der

Gottheit ihr Regal der Allmacht theilen wollte, oft die beste Absicht bey den gewaltsamsten Mitteln — dieß sind einige der Züge im großen Bilde Josephs. Wie die großen Männer im heroischen Zeitalter der Griechen, so wollt' Er alle Völker und alle Sitten mit eigenen Augen sehen. Noch kannte man in ihm nur den großen Sohn einer großen Mutter, den Aufgeklärten, den, der einst alles Kühne und Schnelle von sich erwarten ließ; aber solche Riesenschritte, wie er sie nachher that, als das gewaltige Erbe der Hapsburger ihm zufiel, ahndete man doch nicht. Ueberall auf seinen Reisen war der erste Mann in Deutschland auch an Herz erobernder Leutseligkeit der Erste: ohne Prunk einfach groß, wie's ein Kaiser der Deutschen soll, fuhr er mit einem einzigen Freunde. Wo er durch eine Stadt oder durch ein Städtchen kam, da gieng's nicht im sausigen Galopp hindurch, wie so mancher kleine Dynast es liebt, sondern im langsamsten Schritte giengen die Pferde, und der Kaiser der Deutschen, der Monarch über mehr als 20 Millionen Menschen, drückte die verhüllende Decke seiner Halbkutsche zurück, stellte sich darinn

auf=

aufrecht, warf seinen Hut neben sich, und begrüßte mit freundlicher Größe jeden deutschen Bürger, an dem er vorbey kam. Auf seiner Reise nach Frankreich kam so Joseph II. (8. April 1777.) Abends nach Pforzheim, und übernachtete im Posthause. Morgens früh (um 8 Uhr) als er wieder abfahren wollte, und vor dem Posthause und im Hofe desselben ganz Pforzheim sich zusammen drängte, um den geliebten Alles versprechenden Monarchen zu sehen, kam Joseph voll Heiterkeit aus seinem Zimmer die Stiege herunter, beschenkte die Familie des Wirths kaiserlich, that dann, damit ihn Alle sehen möchten, als ob er sich in den Hof verirrte, und frug, indem er sich zu dem auch da gestandnen Stadtarzt, Hofrath Gyßer wandte: „sind Sie alle von Pforzheim?" Ja, Eure Majestät, war die Antwort. Nun begrüßte Joseph Alle voll Huld, stieg in seinen Wagen, und fuhr langsam, stehend mit entblößtem Haupte, bis vor's Thor, unter der freudigen Bewundrung aller, die ihn sahen.

22.

Erneuerungsfest der Schlacht bey Wimpfen.

29. Januar 1788.

In Deutschlands Gauen lebten vor Hermann,
dem Legionenwürger, der Tapfern viele;
aber sie alle, weil kein Dichter sie sang
drückt des Grabes Nacht und der Vergessenheit!

Geschlagen war nun schon hundert sechs und sechszig Jahre die Schlacht bey Wimpfen, die unglückliche, aber edle Schlacht, wo, um ihren Fürsten und ihre Brüder zu retten, vierhundert Pforzheimer fielen, wie auf Thermopylä dreyhundert Spartaner; aber kein Denkmaal erhub sich auf ihren Grabhügeln, zu sagen den Enkeln, was im Heldenaltar der Väter geschehen war; selbst die Geschichte, großer Thaten Vergelterin, deutete sie nur unbestimmt, denn der Krieg, in dessen ersten Jahren diese Schlacht geliefert ward, wüthete noch vier und zwanzig Jahre hindurch, und da war keine Zeit für die Geschichtsmuse, unter dem Drange der nachfolgenden Begebenheiten auch die frühern zu bemerken. Aber wohl gedachten die

die Pforzheimer der Heldenwehr ihrer Väter. Greise mit weissen Haaren, die von ihren Großvätern jedes Einzelne jenes unvergeßlichen Tages gehört hatten, erzählten es weiter fort ihren Enkeln. Ein Abkömmling des **Berchtold Deimling**, der damals die Pforzheimer als deren Hauptmann in die Schlacht geführt hatte, Herr Handelsmann **Ernst Ludwig Deimling**, wählte die edle Scene zum Stoffe eines Schauspiels: des Herrn Markgrafen Durchlaucht, welche dieses Schauspiel gelesen hatten, wollten für den so verdienten Ruhm der vierhundert Pforzheimer noch feyerlicher sorgen. Herr Doktor **Posselt** erhielt den Auftrag, das Andenken derselben in einer öffentlichen Volksrede zu erneuen. Diese ward bey der Feyer des Namenstages des Fürsten in dem dafür besonders zubereiteten Schauspielhause gehalten. Vor dem Redner stand ein Gedränge von Hörern aus allen Ständen, und unter solchen das ganze fürstliche Haus mit dem Hofstaat; zu beyden Seiten neben dem Redner waren rechts die Deputirte der Stadt Pforzheim, vier und zwanzig an der Zahl, worunter der Herr Burgermeister Günzel; und die Herren

Rathsverwandten Geiger, Eccardt, Hemberger und Wildersinn, auch der würdige Handelsmann Herr Deimling, waren, links die Deputirte aus dem Stadtrath von Karlsruh, und mehrern benachbarten Städten; hinter dem Redner stand ein auserlesenes Militärkorps. Groß war die Aufmerksamkeit, womit die Rede angehört ward, und eben so groß der Eindruck auf die Hörer, insonderheit auf Karl Friedrich, den Schätzer der Verdienste, auf die Krieger, die bey Anhörung so großer Thaten der Vorzeit zu gleichem Muth aufflammten, und auf die Pforzheimer, denen Thränen rührungsvollen Danks entfloßen. O! der Deutsche, so sehr oder noch mehr als irgend ein ander Volk, ist des reinsten, kühnsten Patriotismus empfänglich, wenn man ihn zu wecken weiß; und wie könnte ein Fürst sein Fest, welches zugleich das Fest des Volks seyn soll, auf eine bessere Art, ohne Eitelkeit, ohne Spielerey, und doch voll Würde unter der Theilnahme seines ganzen Volks feyern?

Nicht die Menge der Heerschaaren war's, die, so lang es eine Geschichte giebt, die größten

ten Thaten gethan hat, sondern fast immer der Heldenmuth Weniger. Es war damals freylich keine andere Absicht, als dem Vaterlandstod der tapfern Pforzheimer, den Dank der Nachkommen zu bringen; aber wäre der Kriegerhaufe, der die Rede mit anhörte, unmittelbar darauf gegen den Feind geführt worden — er würde wie die Mazedonier unter Alexander, die Römer unter Cäsar, und die Pforzheimer unter Georg Friedrich gefochten haben.

Des Morgens an diesem feyerlichen Tage hatten die Pforzheimer Deputirte das Glück, ihren gnädigsten Fürsten selbst zu sprechen, und aus dessen eigenem Munde die gerechte Würdigung der Großthat ihrer Vorfahren zu hören. Nach der Rede wurden sie von dem Fürsten bewirthet. Als sie wieder zurückkehrten, wurden sie vor Pforzheim von den Ihrigen unter Hörnerklang und Trompetenschall und Geschützdonner und lauten Jubelruf empfangen, und ganz Pforzheim begieng die Todenfeyer der Unsterblichen bey Wimpfen, und ein Nazionalfest, wozu wohl wenige auch noch so große Völker in ihrer Geschichte einen Stoff finden.

Jeder Bürger in Pforzheim flammte nun mit dem Dichter und Helden Kleist zu dem Ausruf auf:

der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung werth; wie gern sterb ich ihn auch,
den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!!

So wie die alten Römer und Schweizer biedre Männer mit der Bürgerkrone belohnten, eben so hat die Stadt Pforzheim, die sich zwar nicht an Macht, aber an Gesinnungen jenen erhabenen Freystaaten gleichmißt, dem Herrn Doktor Posselt, der die Thermopylathat der Pforzheimer Bürger aus dem Schutte der Vergessenheit erhob, und in die Geschichte einführte, das Pforzheimer Bürgerrecht geschenkt, und ihm darüber ein auf Pergament geschriebenes Diplom, woran eine silbervergoldete Kapsel hieng, zugestellt.

23.
Brand in Pforzheim.
18. Mai 1789.

Hundert Jahre waren von dem Jahr 1689, da die Franzosen Pforzheim niedergebrannt hatten,

ten, vorüber. Wie sie damals in den schönen deutschen Rheinländern mordbrannten, so thaten sie's jetzt in ihrem eigenen Innern, köpften, hängten, rasten, bis die abscheuliche Kette des Despotismus —

ihr erster Ring hängt glühend
an Satans Flammenthron —

abgeschnellt war. Die Schaale der Wiedervergeltung ward über Frankreich rein ausgegossen; die Bewohner der vor hundert Jahren eingeäscherten deutschen Städte erkannten darinn Gottes Finger; aber die Pforzheimer litten unter eignem Schicksalsdruck.

Es war den 18. May 1789, an einem heitern — aber heißen Tage, Nachmittags um 2 Uhr, als nahe bey der Stadtkirche in dem Hause des Prokurators Kollmar Feuer auskam, welches plötzlich die ganze Reihe der damit verbundnen Häuser ergriff, und erst der Länge nach fortwüthete, dann aber gerade dem Hauptthor der Stadtkirche gegenüber den dortstehenden hohen Häusern sich mittheilte. Um das Unglück zu vollenden, erhub sich mit einemmal ein heftiger Südostwind, der die Feuer-

säulen

säulen an dem Kirchthurm hinaufwirbelte, so, daß die Flamme zuerst auf dem Thurme an dem Zifferblatt der Uhr leckte, und dann am hellsten Maynachmittage dieser Thurm von der Spitze herab, wie eine feuerflammende Pyramide abbrannte, bis er zuletzt auf das Kirchengebäude mit fürchterlichem Geprassel zusammenfiel, und die Kirche selbst rund herum von den Flammen umgeisselt ward, und an der ganz neuen schönen Orgel, einem Meisterstück der Harmonie, auf der kurz zuvor der Barde Friedrich's, Orpheus Schubart gezaubert hatte, die Pfeifen in einem Zinnregen niedertrofen, und die untenliegenden Todensteine sprengten, als wäre die Zeit da, daß die Gräber sich aufthun, die langen Schläfer sich rütteln und erstehen sollten — und dann der letzte betäubende Sturz, als das ganze Kirchendach niederdonnerte, und ein Gebäude, das noch vor einer Stunde unter die stattlichsten dieser Art gezählt werden konnte, nun ein öder Aschenhaufe war. Auf mehrern Seiten schlang sich die Flamme fort. Sobald indeß Nachricht von dem Unglück der Pforzheimer nach Karlsruh gekommen war, eilten des Herrn Markgrafen Durchlaucht

laucht mit dem Herrn Erbprinzen sogleich nach Pforzheim, und die Anstalten, welche nun getroffen wurden, hemmten endlich die Wuth des weitverbreiteten Feuers. Das edle Mitleid der beyden Fürsten, noch mehr die kluge und thätige Hülfe, die Sie unter andern auch dadurch ertheilten, daß die Unglücklichen Abgebrannten indeß zu ihrer Wohnung das auf dem Markt stehende Herrschafthaus angewiesen erhielten, linderte wenigstens den Unfall. Doch brach noch am Nachmittage des folgenden Tages, durch hie und da verborgen gelegenes Feuer nahe beym Altstätterthore ein neuer Brand aus, wodurch mehrere Gebäude in die Asche gelegt wurden. An diesen zwey Tagen waren zu Pforzheim 50 Gebäude abgebrannt, die einen Schaden von 91,500 fl. verursachten. Auch schwand dabey manche süßgehoffte vorgenossene Unsterblichkeit; denn in der abgebrannten Stadtkirche war alles mit Gräbern besäet, nach dem Vorurtheil unsrer guten Alten, als könnte man, wenn man in einer Kirche begraben läge, nicht anders, als zum Himmel auferstehen. Und vielleicht hatte wohl auch die Eitelkeit ihren Theil dabey, und mancher wackere Stadt-

pfarrer

pfarrer in Pforzheim, der etwa vergaß, wie allweit die Welt und wie groß der Zeitraum aller kommenden Jahrhunderte sey, dachte, hoffte, träumte sich noch von der Urenkel Urenkeln angestaunt, wenn der geduldige Marmor oder — Sandstein ihnen sein Lob verkündigte. Aber all diese Eselsbrücken zur Unsterblichkeit sprangen nun in der Stadtkirche zu Pforzheim vom Feuer Einer Stunde, wie die Gräber selbst einst vom Klange der Weltgerichtsposaune — zum Beweise für alle, die den ewigen Ruhm in etwas anders, als in ewigen Thaten suchen, wie vergänglich all der Spinnwebenruhm ist, womit schmeichlerische Buben von Zeitgenossen sie verzieren.

24.

Gegenwärtiger Zustand Pforzheims, insonderheit dessen Handel und Fabriken.

Pforzheim ist, so wie es nun wieder aus ganz eigener innerer Kraft wurde, immer noch — nicht nur das Kleinod an Badens Fürstenhut, und der größten Aufmerksamkeit und Liebe und Für:

Fürsorge seiner Regenten würdig, sondern auch durch seine jetzigen Geschäffte wieder zu einer Stelle in der Geographie der Handlung und des Kunstfleisses berechtigt.

Es liegt zehn Meilen von Strasburg, und fünf Meilen von Stuttgart, zwischen beyden Städten, am Ende der langen und schmalen Linie, welche die badische Länder von Basel längst dem Rhein herziehen, in einem engen und sehr fruchtbaren Thal; und gränzt, selbst die Gränze eines vortrefflichen an allen Naturprodukten reichen Landes, mit den besten Ländern des schwäbischen und oberrheinischen Kreises, mit Würtemberg, Bisthum Speyer und Kurpfalz. Diese Lage allein müßte ihm noch größere Vortheile, als es schon genießt, in Verkehr, Gewerbsamkeit und Handlung verschaffen, wenn die wohlbetagte Sperrpolitik dieser werthen Nachbarn mit den liebenswürdigen Grundsätzen des badischen Fürsten von allgemeiner Verbrüderung und Freyheit (die eben durch jene Politik von ihrer Nützlichkeit und durchaus alles verlieren) weniger fremde .e, und in ein Band treten möchte, das diesen Län-

Ländern so natürlich zu seyn scheint — eine Aufgabe übrigens, welche sich durch die Vortheile, die Baden statt der Uebergewalt offenbar in den Händen hat, gar wohl gütlich auflösen, oder allenfalls — — zerhauen ließe.

Durch Pforzheim geht der größte Theil der Landfuhr von Nürnberg nach Strasburg und Basel, und aus den Niederlanden durch Flandern bis an die Stapelstädte der Donau. Seine Waaren aus Holland und Frankfurt erhält es aus einer Spedition, die der Markgraf nur acht Stunden davon am Rhein hat; und für einen großen Theil der Gebürge und Thäler des Schwarzwaldes, die von hier aufziehen, und bis an den Bodensee und die Waldstädte fortlaufen, ist diese Stadt selbst Stapelort und Niederlage. Eben diese Thäler senden ihr dafür drey Flüsse, die sich hier an der Mündung des Schwarzwaldes vereinigen, durch den Neckar mit dem Rhein kommüniziren, und den Namen dieser Stadt bis nach Holland tragen.

Und zu allen Vortheilen der natürlichen Lage, die Pforzheim dem Gewerb und der Industrie

dustrie von jeher weihten, giebt ihm dann sein trefflicher Fürst, außer einigen beträchtlichen Befreyungen und Rechten, die es seiner ehemaligen Wichtigkeit eigentlich dankt, noch besonders jene fruchtbare Toleranz, die in Europa überhaupt erst zu gedeihen anfieng, seitdem die Staatskollegien und Finanzkammern die Konsistorien dieser Operation und aller Verantwortung dabey entladen haben. Man hat hier von Freytags Abend bis Sonntags Abend freye Wahl mit Israels, Luthers, Calvins, oder des heiligen Vaters Söhnen, in ebräischer, deutscher, französischer oder lateinischer Sprache, Gott öffentlich zu verehren. Den leztern gab Karl Friedrich bey ihrer wachsenden Anzahl einen Lehrer mit Besoldung aus seiner Kasse, und einen Tempel dazu. Außer einigen Residenzen findet man vielleicht in zwey Städten Oberdeutschlands noch, was hier an der Ecke von dessen Hochgebirge so glücklich gediehen ist.

Alles dieses zusammen nun erzeugt eine gesunde lebhafte Industrie hier, und beweißt sie zugleich. Das rege, arbeitsame Völkchen, das

hier zu Hause ist, und noch eine sichtbare Tinte von dem alten edeln Selbstgefühl behalten hat, welches den ehemaligen eigentlichen Städtebewohner und den Pfahlbürger von den Sklaven des Adels und der Fürsten karakterisirte — dieses kleine Volk, das einst einen seiner Fürsten aus der Gefangenschaft allein mit schwerem Gelde löste, und einen andern mit dem Blut und Tod von vierhundert der tapfersten Männer von einer noch schlimmern rettete — theilt seine Zeit und seine Hände in den ergiebigsten Feldbau, der seinen Mann dankbar nährt, und in mannigfaltigen Kunstfleiß, der ihm noch ein Huhn in den Topf schafft; indeß zu gleicher Zeit eine zahlreiche Kolonie fremder Künstler aus allen Gegenden Europens Ansprache, Geld und Ehre vom Ausland in wichtige Zirkulazion bringt.

In dieser alten deutschen Stadt wohnen über 6000 Seelen, und doch ist weder Regierung noch Garnison hier. Aber dafür laufen zum Beyspiel

43 Räder in einer Länge von einer kleinen halben Stunde an den vielen kleinen Strömen,

men, die der sinnreiche Fleiß dem Fluß stiehlt, und für Bedürfniß und Kunst durch die Stadt vertheilt. So sind

36 Roth- und Weißgerbereyen hier, die sich alle gut, und einige vortrefflich nähren. Besonders treiben Goßweiler, Becker & Comp. einen beträchtlichen Lederhandel, wodurch sie auch auswärts bekannt sind.

19 Meistereyen in Wollenwaare schaffen neben der beträchtlichen Fabrik in diesem Artikel noch für eigene Rechnung, ungeachtet alles Unheil der benachbarten Afterpolitik auch sie besonders, wie fast die meisten Gewerke hier, drückt, und wogegen sie die Weisheit und Güte ihres Fürsten noch nicht verwahren kann, bis einst seine Regentenphilosophie allgemeiner wird, und sich durch solche feindliche Verschanzungen auf irgend eine Art Tag macht.

Alle andere gemeinere Gewerkschaften sind, wie leicht hier anzuführen wäre, viel stärker besetzt, als es ein richtiges Verhältniß

 zur

zur Größe des Orts zu erlauben scheint — und essen sich eben doch nicht selbst. So hat Pforzheim z. B.

40 Fleischer- und

30 Beckermeister. So verarbeiten und debitiren

45 Schuhmacherwerkstätten nach einer mäßigen Berechnung für mehr als 66,000 Gulden Waare, dabey versorgen

16 offene **Läden** für den **Kleinhandel** die Inwohner und umliegende Nachbarschaft mit allen mäßigen Wünschen der Bedürfniß und des Luxus. In

35 öffentlichen **Wirthshäusern** werden jährlich gegen 4000 große Ohm Wein, die Ohm zu 3 Ctr., auf gut deutsch konsumirt, ohne den sehr beträchtlichen Privatverbrauch;

und doch fängt auch das Bier an, ein ansehnlicher Zweig der Verarbeitung und Consumtion zu werden. Auf den jährlichen **Viehmärkten** in Pforzheim werden immer um 2000 Stück Pferde und Rindvieh zusammen genommen, umgesetzt; und die Controle des Kaufhauses besagt einen **Verkehr in Frucht** von

von 6000 Malter, nach einem Durchschnitt von mehrern Jahren. Besondere Aufmerksamkeit aber verdient seit einiger Zeit die Unternehmung der Gesellschaft unter der Firma: Mayer, Geiger & Comp. ein Produkt der hiesigen Lande zu einem Artikel der Fabrikatur und des Handels im Großen zu machen. Sie schlug nämlich schon im ersten Jahr gegen 2000 Centner Oel aus Reps; ihr folgte seit kurzem eine zweyte Gesellschaft unter der Firma: Gerwig & Comp. und diese beyde befördern nun eine sehr nützliche Erzeugung desselben in der umliegenden Gegend, erhöhen dadurch den Ertrag der Landstücke, vermehren also des Landes innern Reichthum, und beschäfftigen und ernähren durch die Verarbeitung und Verführung viele Hände. Genug! Pforzheims gesundes, reges Alter beweist noch in den Trümmern seine glückliche Jugend, seine eigenthümliche innere Kraft, und die unleugbare Anweisung zu Industrie und Verkehr, die ihm die Natur und seine ehemalige Verhältnisse gegeben haben — — und Verzeihung für diesen vorläufigen kurzen Umriß eines Orts, der nach langer Zeit wieder in das corps commerçant

von Deutschland eingeführt werden soll. Diese Ehre erwerben nun ihm eigentlich

I. Der sehr wichtige Holzhandel mit Holland, welcher von hier hauptsächlich besorgt und dirigirt wird. Vor mehr als vierzig Jahren schon hatten mehrere einzelne Häuser und kleine Gesellschaften dieß reiche Verkehr versucht, und sich verdorben; bis vor ohngefähr dreyßig Jahren größere Sozietäten im Badischen und Würtembergischen entstunden, die sich endlich vor zwanzig Jahren mit einander vereinigten, und nun mit associirten Kräften und Vortheilen viel größere Dinge unternehmen, Flüsse mit ungeheuren Kosten schiffbar machen, im ächten Handlungsgeist sich ausdehnen, und mit schnellen Schritten blühend und reich werden konnten.

Diese Gesellschaft bringt aus den Badischen und Würtembergischen Hochlanden eine sehr beträchtliche Menge lange Tannenhölzer auf den hiesigen Flüssen durch den Neckar, und auf der Murg, in der Grafschaft Eberstein, durch den Rhein nach Mannheim; überläßt sie dort den Zwischenhändlern mit

Holland; zahlt, seitdem die erste große Avançen balancirt sind, den Actionärs jährlich eine außerordentliche Dividende (ein einziges Haus zieht jährlich um 20,000 Gulden) hat ihren Fond daneben verdoppelt; und würde, wie man behauptet, vom unmittelbaren Handel mit Holland noch ungleich größere Vortheile haben, wenn sie sich entschließen wollte, selbst dahin zu flößen. Die Firma dieser Gesellschaft ist:

Fauler und Murg Compag.

Neben dieser ist hier noch, unter der Firma:

Pforzheimer Floz-Verein,

ein sehr erheblicher Gemein-Bauholz und Säg-Waaren Handel, der den größten Theil der am Neckar und Rhein bis Worms gelegenen Städte und Dörfer versieht, und ebenfalls mit jener in enger Verbindung steht. Außer einigen wenigen Gliedern jener Gesellschaft bestehet diese aus lauter gemeinen Flözern, einer zahlreichen hiesigen Gemeinde, von welcher vor etwan dreyßig Jahren jeder einzeln Handeltrieb, und nur ein kümmerliches Brod gewann, die aber nun durch ihre Vereinigung — das Werk

eines ihrer Glieder, dessen Namen hier seine Stelle verdiente — auf die höchste Stufe des Wohlstandes sich gebracht sieht, und ihren Stifter mit lautem Dank segnet. Einen besonders wichtigen Handel eines holländischen Hauses mit grobem Eichenholz besorgt aus der ganzen umliegenden Gegend mit Einsicht und Glück

Herr Johann Michael Böhringer.

II. Die Tuch- Zeug- und Strumpffabrik.

Sie gehörte erst dem Fürsten selbst in Verbindung mit dem hiesigen Waisenhause, kam dann in Privathände, und wird jetzt, nachdem sie unter mancherley drückenden Nebenumständen lange nicht gedeihen konnte, immer wichtiger. So sehr sie auch mit ihrer Spinnerey, außer derjenigen, die sie im hiesigen Zucht- und Arbeitshause hat, noch eingeschränkt ist, da die umliegende badische Gegend, wie jedes Land mit reichem und gutem Ackerbau, gar keine, oder wenigstens keine wohlfeilen Hände dazu giebt, und die benachbarte Waldgegenden, das eigentliche Vaterland der wohlfeilen Spinnerey, für Baden meist gesperrt sind; so breiten sich doch

doch ihre Geschäffte immer mehr aus. Sie verarbeitet spanische, italienische, mazedonische, wallachische, ungarische, böhmische und Landwolle; fertigt feine, mittlere und ordinäre Tücher, vortreffliche Zeuge, vorzügliche Revers aller Sorten und Farben, Flanell, Strümpfe u. s. w.; besitzt eine besonders gute Färberey und eigene Walke, liefert die Tücher zum badischen Militär und Hofdienerschaft, und hat außer diesem starken Verschluß, ohne Messen zu halten, und bey dem strengsten Verboth der angränzenden Herrschaften, ihre Fabrikate in den Ländern derselben nicht einführen zu dürfen. Das Haus heißt

Wohnlich, Grab und Söhne;

macht zugleich Wechselgeschäffte nach allen Gegenden, und treibt starken Wollenhandel.

III. Die Bijouterie Fabriken.

Aus einem kleinen wohlthätigen Etablissement für des hiesigen Waisenhauses Zöglinge, wozu Badens verewigter Reinhard den Plan machte, der Fürst und das Waisenhaus den Fond gaben, die Künstler aus der französischen Schweiz und aus Genf kamen, und worinn

mit **Uhren und Quincaillerie** angefangen wurde, erwuchs endlich dieser wichtige Zweig der hiesigen Industrie, der noch täglich zunimmt, und für Pforzheim äußerst relevant ist. Man kann von dem Umfang dieser Fabriken urtheilen, wenn man weiß, daß in den acht hier bestehenden Hauptgoldfabriken nach einer genauen Berechnung in mittelmäßigen Jahren für 786,000 Gulden Gold verarbeitet wird — und von ihrem Werthe für die Stadt, indem nach zuverläßiger Berechnung für Arbeitslohn in den Werkstätten und außer denselben, so wie für Outils, die hier verfertigt werden, und andere Nebengeschäffte jährlich über 131,200 Gulden bezahlt werden, die hier bleiben, und sich in tausend kleine Kanäle vertheilen. Alle Artikel von kleiner Bijouterie werden hier so schön und geschmackvoll verfertigt, als England und Frankreich sie immer liefern mögen. Dieses leztere läßt sogar schon hiesige Erfindungen nacharbeiten. Es wird kein anderes Gold, als bey massiven Waaren zu 18, und bey geringen zu 14 Karat verarbeitet, und ein fürstlicher Kontroleur wacht mit der genauesten Aufmerksamkeit und Richtig-

tigkeit über diesen Gehalt. Kaufleute associiren sich mit Künstlern, oder unterstützen dieselbe, und geben dadurch diesen Geschäfften Leben und Schwung. Der natürliche Reichthum des Landes und Orts, die Solidität des Etablissements und Freyheit der Fabrikanten von allen möglichen Abgaben, ziehen gute Arbeiter aus allen Gegenden herbey, und von ihnen werden die Ingebohrne gebildet. Die Entrepreneurs halten Messen in **Frankfurt, Leipzig, Strasburg** und **Paris**; und verschicken durch ganz **Deutschland**, nach **England, Rußland, Frankreich** und **Amerika**. Alle kleine oder große Bestellungen, sie mögen noch so wichtig seyn, werden angenommen, und nach Ordre gefertigt.

Neben der ersten und eigentlichen Fabrik, in welcher der Fond des Fürsten und des Waisenhauses liegt, und welche

1) Kommerzienrath Ador, der zugleich eine eigene Bijouterie in St. **Petersburg** hat, vom Fürsten übernahm, und im stärksten auswärtigen Zutrauen erhält, bildeten sich bey zunehmenden Geschäfften und Aussichten nach

und

und nach mehrere besondere Etablissements oder Kabinette, wie sie hier genennt werden, die aus eigenem Fond für eigene Rechnung mit eben so starkem Personale und gleichem Ruhm und Kredit arbeiten. Diese Häuser heißen:

2) Pierre Lartigue.
3) Bujard & Comp.
4) Charens & Comp.
5) Borgnis, Menabene & Huguenin Virgeaux.
6) Luz und Baurittel.
7) Kienle und Kompagnie.
8) Teurer und Kompagnie.

nebst noch mehrern unbedeutenden Nebenhändlern.

IV. Die Uhrenfabrik.

Nicht so beträchtlich, wie die Bijouterie; aber doch ihrer Stelle hier völlig würdig — eine bescheidene stille Verkehrung, die die Ehre hat, den Anfang zu allen Operationen dieser Art hier gemacht zu haben, und die zwar einige Zeit hernach an einem unvorsichtigen Directeur scheiterte, aber sich doch aus dem ungünstigsten Schicksal, welches sie sogar einige Zeit

der

der Aufmerksamkeit des Fürsten unverdient entzog, durch die Klugheit und Mäßigung und Thätigkeit ihrer jetzigen Inhaber rettete, ihren mäßigen Fond nun gut umsetzt, täglich ansehnlicher wird, ohngefähr 50 Personen beschäfftiget, und sehr leicht zur Rivalin ihrer glücklichern Schwestern in der Schweiz erhoben werden könnte. Sie verfertigt jährlich eine beträchtliche Anzahl Uhren von verschiedenem äußerm Werthe, worunter immer ein Drittheil goldene sind; nimmt Bestellungen an; hält Messe in Frankfurt, und erhält einen guten Namen unter der Ragion

Hofmann und Viala.

Neben dieser größern Uhrenfabrike haben sich in Pforzheim noch verschiedene Uhrenmacher, als Graf, *Huguenin momet* und Kalb rc. etablirt, die sich durch ihre Arbeit in sehr guten Ruf gesetzt, und starke Bestellungen erhalten.

V. Quincaillerie.

Ehe sie der Bijouterie den Platz räumen mußte, beschäfftigte sie eine große Anzahl Hände sehr gut, und öffnete jener unvermerkt den Weg hie-

hieher. Durch die plötzliche Veränderung des Geschmacks am Stahl in die Liebhaberey von Gold, die fast unglaublich ist, wenn man den Unterschied des Werths ansieht, fiel dieser Artikel im Großen, und wird in den Kabinetten der Bijouterie nur noch beyher betrieben. Dagegen sind aber nun in der Stadt viele einzeln etablirte Stahlarbeiter, die die Quincaillerie noch eben so gut, als vorher, obgleich nicht in solcher Menge verfertigen.

VI. Die Eisen- und Schmelzhütten.

Seitdem diese ehemals herrschaftliche große Anlagen in Privathänden sind, so gelangen sie, und besonders seit einiger Zeit, zu immer mehr Lebhaftigkeit und Rentirung. Das eigentliche Etablissement mit dem Schmelzofen und der schönen Wohnung der Inhaber liegt oben an der Stadt, und die größte Hammerhütte mit Zugehörden unten an derselbigen. Sie erhalten ihr Erz aus dem Würtembergischen und Badischen, aus einer Entfernung von zwey bis drey Stunden, und da sie an Holz und Kohlen noch keinen Mangel haben, so arbeiten sie mit fünf großen und zwey Kleinhämmern

ohne

ohne alle Einschränkung unaufhörlich fort, wenn nicht allzugroße Kälte oder Dürre es verbiethen — die einzige Hindernisse, die den raschen Gang dieser Werke bisweilen aufhalten. Es läßt sich daraus leicht auf den ansehnlichen Betrag dieser Fabrikatur schließen, die nicht nur Guß- Staab- und Zain-Eisen in großer Menge liefert, sondern auch durch die Güte ihrer Waare mit dem berühmtesten Eisenwerken in dieser Gegend concurrirt. Ihre gegenwärtige Besitzer sind

Herr Lidell und Benkieser,

und

VI. Die Leinwandbleiche.

Als ein herrschaftliches Erblehen besitzt sie jetzt

Herr Faber,

und erhält durch seine Application den guten Namen derselben vollkommen. Ungeachtet auch sie unter dem Fluch der nachbarlichen Sperre liegt, und nun im Lande selbst, wider ihre Rechte Nebenbuhlerinnen bekommen hat, so behauptet sie sich doch durch ihre Vorzüglichkeit. Mehr als 100,000 Ellen Leinwand aller Gattung werden hier jährlich weiß gemacht;

und

und sie hat schon aus der Wetterau und andern fernern Gegenden Bestellungen erhalten. Wasser und Lage sind ihr günstig, und gute Bearbeitung benutzt die natürlichen Vortheile.

Noch könnt' ich nun außer diesen sehr mannigfaltig andere Kunst und Industrie hier nennen, die theils eigene Geschäffte machen, theils im nothwendigen oder schönen Gefolge der vorgenannten Fabriken sind, und die ich nicht unter dem Artikel von großen Unternehmungen rubriziren konnte. So exzellirt hier ein Künstler

Herr Reinbold

in einem besondern Fach, das ihm wahre Ehre verdient. Im richtigsten Geschmack, mit der äußersten Reinlichkeit, schneidet er das komponirteste Süjet nach einem so kleinen Maasstab in Elfenbein und Perlenmutter aus, daß er leicht für den zweyten Erfinder dieser Manier gelten könnte. Seine Arbeit empfiehlt alle Bijouterie, die ihn faßt. Eben so ist

Herr Köhler

ein sehr geschickter Graveur, Medailleur und Guillocheur. Wir haben Emailleurs (Mrs. Pannoff; Fage), die ihre Kunst täglich raffiniren.

miten. Man kann bey uns Stempel jeder Gattung schneiden lassen. Der Engländer Zeely macht alle Arten von Werkzeugen, Feilen, Grabstichel, wie auch große Walzen u. s. w. Zeh, ein Zögling des Waisenhauses, ist ein besonders geschickter Mechaniker, der Guilloschir-Maschinen und andere aufs feinste verfertiget. Fast jede Ansprache findet einen Mann wenigstens hier, wenn auch dies deutsche Genf — — in Schwaben! ! — noch nicht ganz alles ist, was es zu werden, verspricht; und Zeuge von seinem politischen Wohl ist sein sehnlicher Wunsch nach Ausdehnung, den es schon lang vergeblich äußert. (*)

Pforzheim hat gegenwärtig fünf Kirchen, vier evangelisch-lutherische, nämlich die (zwar niedergebrannte) Stadtkirche zu St. Stephan (mit deren Aufbauung man wirklich schon wieder beschäftigt ist). Die Schloßkirche zu St. Michael, ehrwürdig durch ihr Alterthum, und weil unter ihr die Markgrafen von Baden, von Ernsts Linie, in einem schauerlichen Grabgewölbe

(*) D. Posselts Magazin für Aufklärung IIten Bandes IIItes Stück, v. J. 1786. von Seite 414—428.

gewölbe der Auferstehung harren. Die Altstädter Kirche zu St. Martin und die Waisenhauskirche, und eine reformirte Kirche, erbaut auf den Trümmern des ehemaligen Barfüßerklosters. Auch haben unsere katholischen Brüder hier, der Waisenhauskirche gegenüber, ihr Bethaus, einen vom Fürsten besoldeten Geistlichen, wie es im Jahrhundert Friedrichs 2., Josephs 2. und der freyen Neufranken, wie es im Umkreise eines und desselben Reichs sich ziemt, dessen Bürger ohne Unterschied des Glaubens, wir alle sind, und dessen katholischer Theil durch Männer, wie Hontheim, Dalberg, Jellenz, Vogt, Gärtler, Schmidt, Weishaupt, Braun, Zaupser, Werkmeister, und so manche andre höchstverdiente Namen sich zu seiner unsterblichen Ehre und zum Glück für die ganze Menschheit so hoch ausgezeichnet hat.

Pforzheim ist der Sitz eines Oberamts, welches dermalen aus einem Oberamtmann, dem Herrn Geheimenrath Wielandt, und zwey Assessoren, den Herren Posselt und Eisenlohr besteht, einer Spezialsuperintendur, welche

der-

dermalen der Herr Kirchenrath **Posselt** bekleidet, und eines Physikats, in der Person des Herrn Hofraths, D. Gyßer. Die übrigen fürstlichen Bedienten sind, Herr Rath, auch Stadt- und Amtschreiber Klose, Herr Amtskeller **Finner**, Herr Geistlicher Verwalter **Salzer**, Herr Waisenhausverwalter **Eisenlohr**, Herr Forstverwalter **Braunstein**, Herr Einnehmer **Dietz**, Herr Hauptzoller **Wohnlich**, Herr Flozinspektor **Jakob Böhringer**. Außer dem Herrn Kirchenrath **Posselt**, der in Pforzheim nun schon drey Jahrzehend mit dem verdienten Ruhm der Rechtschaffenheit erster Pfarrer und Superintendent der Diöces ist, ist der Aufenthalt der übrigen Geistlichen so wandelbar, daß deren Personale hier nicht namentlich angeführt wird. Bey dem Pädagogium sind drey Lehrer angestellt.

---

25. Beschluß.

Einige Worte an meine Mitbürger.

Mit Recht stolz darauf, euer Mitbürger zu seyn, die ihr von jenen biderben urdeutschen Männern abstammet, welche zu allen Zeiten durch Kraft, Muth, bürgerliche Tugenden sich auszeichneten, welche in die Geschichtstafeln unsrer so mäßigen Geburtsstadt eine That des Heldentodes für's Vaterland eingruben, die in der ganzen Weltgeschichte äußerst wenige ihr gleiche hat, entschloß ich mich, so viel an mir wäre, der Herold dieser Stadt, dieser Männer, dieser Thaten zu werden. Es ist etwas Erhabenes, zu vollbringen, wovon Jahrhunderte reden; aber auch das ist edel, der Mund zu seyn, womit die Vorzeit zur Nachwelt spricht.

Wir mußten glauben, daß des wahren Bürgersinnes unter uns immer weniger werde, daß das Geschlecht der Menschen immer schwächer, kleinmüthiger werde; denn wir sahen deß so viele Beyspiele. Aber Heil der Philosophie, der Führerinn des Lebens! ihre Stimme ist zum Ohre der Fürsten gedrungen. „Wir sind ganz für den Staat da; das Glück unsrer Bürger

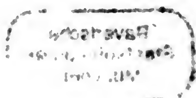
ist unser Glück" so dachten, schrieben, handelten —

sie trägt mit göttlich starkem Flug
der Nachruhm sternenan —

König Friedrich 2. und König Gustav 3. Auch euer menschenfreundlicher und erhabener Fürst hat auch feyerlich seinen Wunsch erklärt, daß ihr freye und opulente Bürger des Staats seyn sollt. (*) O seyd es: seyd frey, aber das könnt ihr nicht anders, als durch den strengsten Gehorsam unter dem Gesetz seyn; seyd opulent, aber das könnt ihr blos durch Vertilgung jenes Luxus seyn, der Fleiß, Arbeitsamkeit, Tugend erstickt. Der angesehenste unter euch sey der tugendhafteste; denn Tugend allein bestimmt den ganzen Werth des Menschen. Der Mensch, der gute, dem Gesetz gehorsame Bürger leuchte aus allen euren Worten, aus allen euren Handlungen vor. Wie eure Vorfahren durch Thaten des Heldenmuths glänzen, so ihr durch Thaten der Menschheit. Müßte jeder untet euch mich, wie seinen Bruder lieben, und alle seine Mitbürger, wie mich!!

Dort,

(*) S. Meine (Karl Friedrich's, Markgrafen zu Baden) Antwort auf die Danksagung des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft vom Jahr 1783.



Dort,
wo an der Ewigkeit Pforte
Chronos Sense splittert,
hebt stolz und hehr sich empor
des Nachruhms Sonnenburg.
Wie beseligend
in der Begeistrung hohen Stunde
dort hinauf
des trunkenen Sehers Blick!
Wie tönt,
gleich Meeren stark,
von dorther die Posaune,
den Alexandern, den Cäsarn, den Friedrichen
hörbar!!
welche Glanzschaar dort
der Helden, die durch kühnen Tod
sich errangen Unsterblichkeit!!

Dort
die Vierhunderte,
deren heilig Gebein Wimpfens Schlachtthal
deckt:
ihre Geister an Gottes Lichtthron;
ihr Ruhm von Pol zu Pol;
an euch,
ihre Stimme:
Seyd, wie wir, treu dem Vaterland,
lebt, in Zeiten der Ruhe,
freudiggehorchend dem Gesetz,
und, wenn heranstürmt die Noth,
erkauft durch edeln Tod für's Vaterland
eine Stelle bey uns!!!!

